32101 066394832

Max Geissler

Traum in den Herbst

3443
.78
.3

Library of

Princeton University.
Presented by

FREDERIC V. SCHAETTLER '17

Digitized by Google

PRESENTED TO
PRINCETON UNIVERSITY
BY
FREDERIC V. SCHAETTLER, 1917

Max Geißler

Traum in den Herbſt.

Alle Rechte nach dem Gesetze über das
deutsche Urheber- und Verlagsrecht vom 19. Juni 1901
vorbehalten.

Traum in den Herbst

Roman

von

Max Geißler

Verlagsbuchhandlung von Herm. Grosse
Weimar.

Gedruckt bei Deubach & Lindemann, Magdeburg-S.

Erstes Kapitel.

Die Halme auf den Feldern wollten Ähren treiben. Wenn der Wind darüber lief, ging das junge Korn in Wogen. Es war die Zeit, in der noch nirgend Früchte schwellten, und doch klang des Morgens in den Höfen der Güter schon der eintönige Dengelschlag. Wenn der Tau in silbernen Kugeln auf den muschelförmigen Blättern des Frauenmantels lag und wie matter Hauch über den morgenfeuchten Kleefeldern, aus denen die sanften weißen Nebelschleier schwebten, weckte der Dengelschlag die Hähne im Stall und die Lerchen auf der Scholle. Die schüttelten sich die Perlen von den Flügeln, die die Nacht darauf geworfen hatte, und flatterten in den bleigrauen Morgen, zu sehen, ob die Sonne bald über den Berg heraufrolle.

Wälder und Felder zogen ihre Streifen von hellem und dunklen Grün durch die hügelige Landschaft um Hohendorf. Dazwischen lagen goldene Feldbreiten: der Raps blühte. Und nicht lange, so spannten sich zwischen dem Grün der Wiesen und des jungen Korns, zwischen dem Gold des Rapses und dem Dunkelgrün des Waldschlags auch die

585467

himmelblauen Streifen blühender Flachsfelder aus. Nirgend im Umkreis von sechs Stunden lag noch ein Flachsfeld. Aber der alte Gottlieb Hauswald, dem das größte Gut im Dorfe gehört hatte, hielt darauf, daß der Flachs von seinem Grund und Boden nicht verschwinde. Die jungen Bauern, die auf den nachbarlichen Gütern saßen, lächelten darüber; denn sie meinten, es sei eine der vielen Schrullen, die der alte Hauswald sich herübergerettet habe aus einer anderen Zeit. Der wußte noch all' die Dinge zu erzählen, die vor 48 sich abgespielt hatten, der war schon ein junger Bauer gewesen, wie 66 die Preußen gekommen waren, und tat nun, als hätt' er vor den Jüngeren etwas voraus. Die von Hohendorf, die in ihrem Verkehr das vertrauliche „Du" auch älteren Leuten gegenüber anwandten, ehrten den alter Bauer durch das immer seltener werdende „Ihr", ja die meisten nannten ihn sogar „Sie". Seit wenigen Jahren, seit einige der Güter in die Hände der Agenten gekommen waren, die sie immer nach einer Zeit der Mißwirtschaft und des Raubbaus an junge Landwirte von auswärts verkauften, hatte sich der Brauch eingebürgert. Gottlieb Hauswald hatte sich dagegen mit großem Nachdruck aufgelehnt, indem er behauptete, eine solche „Bildung" sei man in Hohendorf nicht gewöhnt. Aber, „der Zug der Wichtigtuerei", als dessen Zeichen Hauswald das respektvolle „Sie" ansah, war nun einmal auch unter die Bauern

gekommen, und der Alte mußte es geschehen lassen, so sehr er sich heimlich darüber ärgerte. Er schalt auf die neuen Moden, die man auf das Dorf verpflanze, und wartete immer noch auf die erste dieser Neuigkeiten, die mit der „wachsenden Bildung" zusammenhängen sollten, welche wirklich eine Besserung der Verhältnisse bedeuten würde.

Nicht selten konnte er den Groll, der sein Inneres erfüllte, nicht mehr still mit sich herumtragen. Dann machte der verschlossene alte Mann, dessen Auge immer in Fernen zu schauen schien, einen Gang durch die Felder. Auf den stillen Rainen schritt er hin, im Frühling, wenn noch der kräftige Brodem der Scholle die Luft füllte, oder später, wenn das Korn blühte, und freute sich an dem silbernen Rauch, der aus den wogenden Halmen stieg. Dann lag die flimmernde Sommerstille um ihn. Und wenn er ganz einsam war, und nur die Halme ihren lispelnden Zwiespruch in den Feldern hielten, und die Lerchen klingend im Golde des Tages hingen, da erhob er seine Augen und schaute weit hinaus in das Land. Es war, als mache der Sommerwind seinen Blick blanker und seine Brust wieder freier — frei und mutig wie damals, als der Grund und Boden, auf dem jetzt der Greis stand, noch sein eigen gewesen war. Und dann begann er ein unfreundlich Selbstgespräch; das war voll Zorn gegen die neue Zeit und ihre Bräuche. O, wenn er noch einmal um

dreißig Jahre jünger ſein könnte! Aber das ging ja nicht. Und ſeine Fauſt ballte ſich; und wenn ihm über ſeinem Sinnen auf den Feldwegen jemand die Zeit bot, dann geſchah's wohl, daß der Bauer den Gruß überhörte, und — die Narrheiten die man von dem alten Manne im Dorfe zu erzählen wußte, hatten ſich um eine vermehrt. „Bauer" nannten ihn die Leute auch heute noch. Jetzt, während er durch das Feld ging, dachte er daran und lachte ingrimmig. „Bauer? Ja, wenn einer noch Bauer wäre, der im Auszugsſtübchen im Oberſtock des Hauſes ſitzt, und den man auf dem Gute nur noch unwillig mitſchleppt!" —

Es war kein Menſch in den Feldern. Die Frühjahrsarbeiten waren längſt getan. Aus den Bauernwäldern heraus klang da und dort der Schlag der Holzart, klang der ächzende Fall der Föhre. Der Bauer, der die ſchießenden Halme, die die Hälfte ihrer Höhe noch nicht erreicht hatten, kaum mit den Spitzen ſeiner Finger berühren konnte, ließ die Hände zu beiden Seiten des Rains über das junge Korn gleiten.

„Des Menſchen Leben währet ſiebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, ſo ſind es achtzig Jahre, und wenn es köſtlich geweſen iſt, ſo iſt es Mühe und Arbeit geweſen," ſagte er halblaut im Gehen. „Wenn Mühe und Arbeit das Maß iſt, an dem ein köſtlich Leben gemeſſen wird, ſo iſt's das meine geweſen," dachte er — wie ſchon oft. Noch waren ſeine Hände

ſchwielig aus den Tagen harter Pflicht, aber er hatte nicht mit Seufzen hinter dem Pfluge geſtanden und die Scholle geſtürzt. Kein Fluch war von ſeinen Lippen gegangen, weil des Landmanns Arbeit zu ſchwer und ihr Lohn zu karg ſei. Zwar — auch er hatte geſcholten und hatte wohl gar als ein harter Mann gegolten, der mit ſeinem Geſinde nicht immer fein ſäuberlich verfuhr. Aber das war ſchon in einer Zeit, in der ſein Haar grau geworden und in dem die Leute den Segen der Scholle und die Würde des Bauernſtandes nicht mehr worthaben wollten. Auch er hatte geſcholten, wenn er des Morgens auf einer Kleebreite ſchon das Futter für den Tag gehauen hatte, ehe noch die Sonne ganz über den Berg heraufgerollt war, und das Geſinde noch immer den Schlaf nicht aus den Augen geſtrichen hatte, wenn er — der Bauer — von der Frühmahd kam. Mehr als einer ſeiner Knechte, manche Magd war ihm davongelaufen, um dem Zug in die Stadt zu folgen, und auch er hatte es noch erlebt, daß während der Ernte, in welcher die Arbeit drängte, nicht einmal für harte Taler Arbeiter zu dingen waren.

Gottlieb Hauswald kam aus einer anderen Zeit. Er hoffte, in eine andere zu gehen. Aber der Anzeichen, die auf eine Beſſerung deuteten, waren herzlich wenige. Und ſo ſah er die Sonne ſeines Lebens niedergehen. Es war ein Niedergang ohne das verklärende Gold, in das er ſo oft dankbar hinein-

geſchaut hatte, wenn es roſig und verheißungsvoll den Weſthimmel umſpann. Schwarze Wolken zogen oft über den Horizont ſeines Abends herauf. Die hatten die Geſtalt rieſiger Hände. Die wollten die Sonne ſeines Lebens auslöſchen, noch ehe ſie ihren Weg zu Ende gegangen war.

Und doch war ihm, als ſei noch nicht alle Kraft in dieſem greiſen Körper verbraucht, die einſt ſo groß geweſen war. Dieſer Reichtum an Wollen und Stärke hatte das ganze gewaltige Anweſen geſchaffen, das er bis vor zwei Jahren ſein eigen genannt hatte. Aber er hatte das Gefühl, als hätte dieſe Kraft noch weiter gereicht, wenn nicht die Zeit ſich ihm neidiſch entgegengeſtellt hätte. Er verſtand ſich nicht mit dieſer Zeit. Er verſtand ſich nicht mit ihren Menſchen. — Vor zwei Jahren, als er in das Austragsſtübel gezogen war, da hatte ſich's zum fünfzigſten Male gejährt. Der Tag ſtand ihm noch im Gedächtnis, als wär er erſt unlängſt vergangen.

Und er ſchaute hinunter von dem Raine, der über die Hügel führte. Er ſchaute hinab auf die ſtattlichen Gebäude, die den Gutshof umgaben und ſetzte ſich auf den bemooſten Rainſtein, der an ſeinem blumenumblühten Pfade ſtand. Dort unten, wo der Knecht jetzt die beiden roten Ochſen aus dem Stalle zog, um ſie vor den Wagen zu ſchirren, der friſch gehauenen Klee einfahren ſollte, ſtand vor fünfzig Jahren ein Häuslein. Schindeln bildeten das Dach

und die Wände waren aus Lehm und Fachwerk. Dort war er geboren. Sein Vater war als Arbeiter in den Steinbruch gegangen und war bald nach der Geburt seines zweiten Kindes — eines taubstummen Sohnes — dem Lungenleiden erlegen, das die Arbeiter in den Sandsteinbrüchen fast alle vorzeitig hinwegraffte. Er entsann sich noch genau der Stunde, da auch seine Mutter auf dem Sterbebette lag. Er war damals noch nicht lange einundzwanzig Jahre gewesen. Da reichte ihm die hustende Frau den Strumpf, den sie in ihrem Bettstroh verborgen gehalten. Er war schwer. 219 harte Taler waren darin, deren Ersparnis der Vater mit dem Leben bezahlt hatte. Siebzehn Jahre hatte die Frau den kleinen Schatz gehütet und vielleicht um einige Taler vermehrt. Nun gab sie ihm den verschnürten Beutel, bat, Gottlieb möge des taubstummen Bruders sich annehmen, und dann brach ihr das Herz.

Aus den Feldern und der einen Kuh, die den beiden Söhnen außer dem Gelde verblieben waren, war der Wohlstand erwachsen. Fünfzig Jahre hatten dazu gehört: aus zwei Äckern waren 130 Morgen geworden, und mehr als 20 Kühe standen heute vor den Raufen.

Es war eine Zeit gekommen, da hatte man den Bauer in das Amt des Gemeindevorstehers gewählt; alle Ehren, die man ihm antragen konnte, waren ihm geworden, und er hatte neben den Arbeiten

des Landmanns, der ſeine Habe zu mehren befliſſen iſt, alle Pflichten mit gewiſſenhafter Treue getan, die ihm aus ſeinen Ämtern erwuchſen.

Die Verwaltung der Schule hatte ihm zum Teil obgelegen, wie die Verwaltung der Kirche. Er hatte die politiſche Gemeinde vor den Behörden vertreten, und dann war die Zeit gekommen, die ihn zuerſt mit ſich ſelbſt verfeindete.

Müde geworden, legte er ſeine Ämter nieder, wenn eine Wahlfriſt abgelaufen war. Nur den Poſten als Vorſitzender im Schulvorſtande, auf den er erſt vor zwei Jahren für fünf Jahre berufen worden war, hatte er noch inne.

Während er ſich grollend auf den Auszug ſetzte, hatte er Muße, ſein Werk und ſein Leben, die Zeit und ihre Gepflogenheiten, in der er auf der Höhe ſeiner Kraft geſtanden hatte, in ihren Werten abzuwägen gegen die, mit der er ſich jetzt abzufinden hatte, mit der er ſich ſo ſchlecht verſtand, während die jungen Nachbarn ſich ſo leichtherzig und ſcheinbar frohgemut mit ihr abzufinden wußten.

Und wie er verglich und wog und in beſchaulichem Sinnen deſſen gedachte, was er geleiſtet und mit zweihundertneunzehn Talern, zwei Äckern und einer Kuh anzufangen gewußt hatte, und wie er bedachte, daß die jungen Bauern ringsum mit einem nach Tauſenden zählenden Vermögen ſich auf ihre Scholle geſetzt hatten, die ihnen im Grunde des Herzens

ſo gleichgiltig war, daß ſie ihm noch heute für ſein Geld jedes Stück Land davon verkauft hätten, da machte er einen großen Strich unter das Exempel ſeines Lebens, und zählte zuſammen: — die Rechnung ſtimmte. Seine Zeit und ſeine Arbeit waren richtig.

Die Menſchen von heute und ihre Arbeit und die Zeit von heute waren falſch. Sie kamen zu nichts, ſoviel ſie auch ſchafften: ihre Herzen waren nicht mit der Scholle, die ſie ſtürzten und der ſie ihre Saat vertrauten, verwachſen. Auch ſie rechneten, aber die Rechnung wurde nicht richtig. Da waren Poſten, die nicht hineingehörten, und Gottlieb Hauswald, der Gutsauszügler, lächelte; denn er dachte: die Rechnung der anderen, die immer falſch wäre, müſſe ihm doch endlich recht geben. Auch heute, wie er auf dem Hügel ſaß und die Wälder und Felder überſchaute, die die Freude ſeines Lebens geweſen waren und die ſich ſo dankbar gezeigt hatten für die Arbeit, die er ihnen angedeihen ließ, ſchlug ſein Herz höher.

Mit ſich ſelbſt hatte er ſich ſeit Jahr und Tag ausgeſöhnt; denn immer von neuem hatte es ſich gezeigt, daß der von ihm eingeſchlagene Weg der richtige geweſen war.

Und während er ſich noch einmal an dem Vollgefühl treuerfüllter Pflichten ſtärkte, kam der alte Lehrer von Hohendorf den Rain daher. Mit ihm hatte er die Rechnung ſeines Lebens oft auf ihre

Richtigkeit geprüft, und nahezu vierzig Jahre hatten ſie zum Wohle ihrer Gemeinde vereint gearbeitet.

Lehrer Bach ſtand nun auch ſchon an der Schwelle des Greiſenalters, und die Sechzig waren nahe. Der Mann trug eine graue Schirmmütze und hatte die weißen Haare nach vorn über die Schläfen geſtrichen. Ein weißes Tuch hatte er ſauber um den Hals gelegt. Der ſchwarze Tuchrock, an dem die Nähte grau waren, und der ihm bis über die Knie herabreichte, war von altmodiſchem Schnitt. Der Lehrer hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ging geſenkten Blickes ſeinen Weg. Hauswald ſah ihn von ferne kommen.

Woher die Milde in den Augen dieſes Mannes und die Heiterkeit in dem Klange dieſer Stimme? Das waren Fragen, über die der Bauer oft geſonnen hatte. Eine Antwort, die er als die reſtloſe Löſung des Rätſels hätte anſehen können, hatte er nicht gefunden. Karg war der Lohn ſeiner Mühen, und der Boden, in den der alte Lehrer ſeine Saat zu ſtreuen hatte, glich mehr dem viererlei Acker des Gleichniſſes, als die Scholle, die der Bauer ein Leben lang gepflügt hatte. Die war gutes Land — aber der Boden, auf den die Saat des Lehrers fiel, war ſteinig und hart, oder es wuchſen Dornen darauf und erſtickten die Saat. Und war wenig, das hundertfältig Frucht brachte.

Und der Bauer dachte in diesem Augenblick daran, wie's wohl um ihn aussähe, wenn er nicht hundertfältig geerntet, wo er einfältig gesät.

Noch immer hatte der alte Lehrer nicht aufgeschaut — der Bauer faßte den Sinnenden scharf ins Auge, und seine Gedanken wurden auf andere Wege geleitet. Er erhob sich und schritt dem Lehrer entgegen. Der lüftete die graue Schirmmütze und griff unwillkürlich nach der Tasche.

„Einen anderen hätt' ich vorübergehen lassen," sagte Hauswald. „Aber wenn einer des Wegs kommt, vor dem man den Hut ziehen muß, auch dann, wenn man nur an ihn denkt, so kann einer da nicht sitzen bleiben."

„Ich hatt' Euch nicht bemerkt," antwortete der Lehrer.

„Konnten Sie auch nicht," entgegnete der Bauer, „ich hab' seit einem halben Stündchen auf dem Rainstein gesessen, hab' nicht eben viel über das junge Korn herausgeragt und hab' doch genug gesehen. Man sieht immer mehr, als gut ist, Herr Lehrer."

„Ihr habt Euch wieder einmal versonnen," fuhr Bach fort. „Das solltet Ihr nicht. Ich hab' Euch schon gesagt: die Entwicklung läßt sich nicht aufhalten. Und ich glaube, wer nicht mit ihr geht, über den geht sie hinweg. Aber, lassen wir das. Wir sind über den Punkt ja nie ganz einig gewesen. Ja, noch eins: ich kenn' Euere Gedanken und bitt'

Euch, zu überlegen, daß das Rad der Zeit schnell rollt. Denkt Ihr, man könnte diesem rasenden Rad in die Speichen fassen? — Doch, was ich sagen wollte — ich hab' da das Geld mitgebracht, die Zinsen, die ich Euch für das letzte Quartal noch schuldig blieb. Wenn Ihr lieber mit mir durch die Felder geht, als daß wir uns daheim hinsetzen, so machen wir's unterwegs ab."

Der Bauer nickte. Und die beiden Männer bogen von dem schmalen Feldrain auf einen breiteren fahrbaren Pfad, der den Hügel hinanführte. Die Wiesen blühten und die Falter schwammen in der Sommerluft. Nur das leise Surren der Insekten und das Singen der Heimchen war vernehmbar. Der Lehrer faßte Hauswald am Ärmel des Rocks und hob die linke Hand. Sie lauschten beide hinein in das sanfte Surren des sonnigen Nachmittags.

„Hört Ihr," sagte der Lehrer, „das ist das Sausen des Spinnrads der Zeit. Man hört's genau, wenn man nur acht darauf hat. Daran spinnen sich die Stunden ab und die Tage und die Jahre . . ."

Der Bauer lächelte.

„Sie haben merkwürdige Gedanken, Herr Lehrer. Richtig sind sie auch diesmal, glaub' ich. — Übrigens, wie war's denn mit dem Gelde?"

„Dreiundzwanzig Mark bin ich am ersten April schuldig geblieben. Ich hab' sie mitgebracht."

Damit zog der alte Mann ein schmächtiges Lederbeutelchen aus der Tasche, wickelte die Schnur, die es schloß, ab und nahm das Geld heraus.

„Es ist möglich," sagte er und seine Stimme zitterte, „daß ich auch zu Johanni die Zinsen nicht ganz zusammenbekomme. Ich muß Euch das schon jetzt sagen, dann drückt's mich weniger, und Ihr nehmt's mir nicht übel. Dreißig Mark sind's für das Quartal und fünfzehn Mark werd' ich Euch zu Johanni wohl zahlen können. Im nächsten Jahr wird's regelmäßig. Dann ist der Gilbert im Lehramt und will die Hälfte der Zinsen tragen. Ich denke, er wird sie pünktlich schicken."

Der Bauer horchte aufmerksam hin, aber die Sorge des Lehrers empfand er, der nie ein sehr nachsichtiger Gläubiger gewesen war, beinahe mit.

„Wird auch bezahlt werden," sagte er und kam auf den Stand der Saaten zu sprechen und auf die Bestellung der Felder. Aber der Lehrer lenkte zurück und sagte:

„Beide treten sie nun kommende Ostern in ihren Beruf, der Gilbert und der Hertwig. Ich glaube nicht falsch zu sehen, wenn ich sage: auch unter diesen jungen Leuten sind Ideale lebendig geworden, die hinausdrängen aus den Grenzen des gewählten Berufs. Die Aussichten auf ein ländlich Schulhaus sind zu wenig verheißungsvoll, und das Streben, bei geringeren Mühen einen reicheren, materiellen Nutzen

zu erringen, ſcheint immer mehr um ſich zu greifen. Von der Berufsfreudigkeit, die uns erfüllt hat, wie wir jung waren, glaub' ich nicht viel zu ſpüren. Und dabei gehören die beiden Jungen ihren Zeugniſſen nach doch zu den Tüchtigeren. Morgen werden ſie in die Ferien kommen. Wandern wollen ſie, und ich erwarte ſie am ſpäten Nachmittage."

Der Bauer konnte ſich kein rechtes Bild von dem Wandel der Geſinnung in jenen Kreiſen machen, von denen Bach redete.

„Hm, hm," machte er und „wird wohl ſein."

Dann gingen die beiden miteinander.

Zweites Kapitel.

Am Vormittage des Pfingstsonnabends, während das Gesinde die Steinplatten in den Höfen kehrte und die Fenster feiertäglich blank machte, trat Lehrer Bach aus dem Schulhause. Drei Stufen führten von der grünen Haustür herunter auf die Straße. Oben schob sich ein Fenster zurück. Es war ganz von grünem Wein umsponnen und so schmal, daß der Kopf der Frau Lehrerin sich kaum hindurchschieben konnte.

„Sie können noch nicht da sein," sagte die Frau, deren glatte silberne Scheitel die Morgensonne streichelte. „Du sprachst ja selbst vom Nachmittage."

„Ja, ja," rief Bach hinauf, „ich weiß ja doch. Aber: vielleicht daß sie sich geeilt haben, oder daß ich sie aus der Ferne kommen sehe. Wenn man dem Elternhaus entgegen geht, läuft man rascher als sonst. Und vom Gickelsberg aus sieht man stundenweit in die Heide. Ich will doch sehen . . . ."

„Na, so geh," rief die Frau herab und lächelte.

Der Lehrer ging seines Wegs. Er schritt die Hügellehne hinan. Über den wogenden Halmen lag

das Gold der Frühſonne. Der Tau war noch hier und da in blanken Perlen an den Spitzen der Halme.

Die Hähne riefen vom Dorf herauf, riefen aus den blühenden Wieſen, und vor den Horden verkündigten die Hennen wichtig, daß ſie ein Ei gelegt.

Bach blieb da und dort am Wege ſtehen, wenn er an einem Bauer vorüberging, der Grünfutter ſchnitt, oder wenn den Fahrweg herab ein Fuhrwerk rollte, vor dem die langſamen Kühe ſchwerfällig zu Tale ſchritten. Er berichtete den Leuten vom Zwecke ſeines Morgengangs. Zudem — auch über ſeine Seele war das Glück des erſten Ferientages gekommen; und wie die Halme ſo gleichmäßig in den Feldern ſchwankten, und wie in den Blumen ein ſanftes Wehen war und überall ein blanker Glanz wie tönendes Gold, da ward dem alten Manne, als gingen die Glocken ſchon in den Nachbardörfern und riefen herüber und lüden zur Kirche.

Der liebe fröhliche Geiſt der Pfingſten war in der Welt.

Und Bach dachte, wenn er da oben auf dem Gickelsberg ſtehe, in den Fichten, in denen im vorigen Herbſt der Bauer Raſche, wie er das Geld nötig hatte, ein groß Stück abholzen ließ — er dachte, von dort aus müſſe er Gilbert und Hertwig über die Heide kommen ſehen.

Und dann werde er auch ihre Freude erkennen; denn ſie würden den Hut ſchwenken beim Anblicke

des heimatlichen Berges, auf dem sie einstmals den Schmetterlingen nachgejagt waren, auf dem sie fröhliche Spiele gespielt.

Die Heide dehnte sich weit hin im Lichte der Frühlingssonne. Weit, weit draußen lief sie mit dem Himmel zusammen — was wunder, wenn sie, auf die der Himmel sich langsam herabsenkte, um sie still zu küssen, seinen Glanz widerspiegelte!

Nun stand der alte Mann oben auf dem Holzschlag.

Ein Morgenfink rief aus einem Fichtenwipfel, und der Wind sang leise in den Zweigen, deren Spitzen noch das hellere Grün des jungen Wuchses zeigten. Er nahm das bunte Sacktuch und fuhr sich, während er in die weithin sich dehnende Heidelandschaft blickte, damit über die Stirn. Er suchte mit den Augen auf allen Wegen, die hell und ganz schmal zwischen dem bräunlichen Grün der Heidescholle hinliefen. Es war, als kämen die alle aus dem Himmel heraus. Und der stille Fluß wand sich wie ein silbernes Band durch die Ebene; das ward schmaler und schmaler und mit einer scharfen Spitze endigte es in der heiteren Bläue, die dem Auge die Wanderung wehrte. Da und dort lagen Ortschaften, da und dort stand ein einsam Heidehaus. Blaue Rauchsäulen hoben sich kerzengrade in das Gold des Tages, und doch war kein Mensch weithin sichtbar.

Und dort wanderten auch Gilbert Bach und sein Vetter Hertwig Reif über die Heide, Hohendorf ent-

gegen. Während auf dem Gickelsberg, der in blauem Duft zu den Jünglingen herübergrüßte, der harrende alte Mann ſich zur Heimkehr anſchickte und in Gedanken ſchon Zwieſpruch mit den Heimkehrenden hielt, und während er an die beiden dachte und ſann, wie wohl Hertwig, den er zwei Jahre nicht geſehen hatte, ausſchauen werde, und ob ihm die braunen Locken noch um die Stirn wehten wie damals, als er ſtundenlang in der Heide des Gickelsbergs ſeine Träume geſponnen und mit allerhand Getier Freundſchaft gehalten — da ſtrebten Gilbert und Hertwig in rüſtigem Gange durch die Ebene der Heimat zu.

Ihre Tritte verſanken in dem ſchwellenden Gras. Die Grillen ſangen und die Wandernden waren an jene Stelle der Heide gekommen, an welcher auch die kleinen Föhren, die vor den Hochwald in die Ebene hinausgeſchoben waren, zurückblieben. Die Kräuter der Heide blühten noch nicht. Nur die blauen Glocken ſchwangen um den Schritt der Wanderer. Regellos hoben ſich die weißſtämmigen Birken aus der Ebene. Der Wind, dem der einſame Heidegang nicht eben kurzweilig ſchien, lief zu den Birken, die ſo einzeln in der Sonne ſtanden und blies in die grüne Seide ihrer Frühlingsgewänder. Oder er lief an eine Stelle, wo ſchon eins der weißen Lichter des Löwenzahns leuchtete, — das erſte Zeichen des verblühenden Frühlings. Nicht zahlreich waren dieſe, denn noch leuchtete das Gold von tauſend der gelben Kronen. Aber

da und dort fand sich eins im Schutze einer Heidescholle, in der die Sonnenstrahlen wärmer gesponnen; und nun lief der mutwillige Wind hin und blies hinein. Da mußt' es sich seinen silbernen Schein rauben lassen.

Wie die Jünglinge wieder an eine Rasenstelle gelangt waren, über die eine Birke ihre zitternden Schatten warf, sagte Hertwig:

„Wir wollen uns zur Rast setzen, Gilbert, und wollen den ganzen Tag diese Wanderfahrt des ersten Ferientages genießen. Wir kommen ohnedies um Feierabend früh genug nach Hohendorf. Und wenn die Stimmung des Sonntags, die sich am späten Nachmittag des Sonnabends schon über das Dorf breitet, die Luft mit jener frohen Stille füllt, die in den Sonntagmorgen der Dörfer ist, so haben wir eine herrliche Stunde der Heimkehr. Bis dahin wandern wir im fröhlichen Heidefeiertag. Mein Herz hat die Wochen her so sehr danach verlangt. Ich habe viel geträumt. Und wenn ich denke, daß ich mein Lebtag in der Ödnis einer Schulstube zubringen soll, — Gilbert, das macht mich zag. Ich wünschte, ich könnte mich mit diesem Gedanken so vertraut machen wie Du."

„Meinst du: so leicht?" fragte Gilbert Bach. „Denkst du, ich komme darüber so schmerzlos hinweg? Ich glaube, es würde mir leichter, wenn —"

Hertwig Reif unterbrach ihn: „— wenn anſtatt der Sprüchlein über den Pforten des Seminars, vor allem anſtatt des famoſen „Non scholae, sed vitae“, der eine zu leſen wäre mit dem Ende: Nicht was ich angebunden, war, was am ſchönſten blühte, ſondern was ich ließ ranken nach ſeinen eigenen Gedanken“.

„Und wenn der Spruch auch wirklich lebendig wäre, wenn man ſich nach ihm richten wollte,“ ergänzte Gilbert.

„Du, weißt du,“ fuhr Reif fort, „ich liebe den Rückert im allgemeinen nicht, aber das von vorhin iſt doch ein liebes, feines Wort.“

„Deſſen Verhängnis iſt,“ ergänzte Gilbert, „daß es jeden Tag vom Katheder herab den angehenden Schulmeiſtern ins Gedächtnis gerufen wird, ohne von den Lehrern ſelbſt auch nur einmal praktiſch angewandt zu werden . . .“

Eine Weile ſchwiegen die Freunde ſinnend. Ein Zug Stare flog rauſchend in den Sommer. Ein Falk ſchoß wie ein Pfeil durch die blanke Luft.

„Wenn ſich das Herz doch in all dem toten Formelkram, in dem Schematismus dieſes verwitterten Lehrgebäudes nur ein wenig auszuleben vermöchte! Wie froh wollte man dabei ſein,“ fuhr Gilbert Bach nach einer Weile fort. Es war Verzagtheit in ſeiner Stimme. Seine Augen gingen ſehnſüchtig über die Heide, der Heimat entgegen.

„Ich hab seit Tertia den Zwang schwer ertragen können," sagte Hertwig Reif. „O, wenn du wüßtest, was ich gelitten habe, Gilbert! Wenn ich schweigsam neben dir durch den Seminargarten schritt, hab' ich in Trotz und Wut die Lippen oft fest aufeinandergepreßt. Ich konnte dir nicht sagen, wonach mein Herz schrie. Ich hatte noch keine Klarheit, wohin das wollte. Nur das eine wußt' ich: ich haßte diese ganze Art des Lernens, diesen grausamen Zwang in das Tote hinein. Ich gehe meinen Weg weiter und geh' ihn zu Ende. Das Ziel werd' ich zu erreichen wissen."

„Du sprichst sehr mutig. Manchmal hab' ich um dich gebangt," antwortete Bach. „Denkst du nicht, daß sich dir unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellen? Aber manchmal mein ich: du hast dennoch recht! Ich wollte, ich fände den Mut und die Kraft, es dir nachzutun. Aber: du kennst den Grund und die Rücksichten, die mich immer von neuem wieder in das drückende Joch gehen heißen: mein Vater und die Armut daheim. Ich würd' ein Leid über ihn bringen, dessen Folgen gar nicht abzusehen sind, wollt' ich ihm sagen: Vater, ich kann nicht Lehrer werden, laß mich Musik studieren! — Bedenke doch, daß er sich das Geld zu meiner Ausbildung geliehen hat. Die Zinsen dafür muß er sich mühsam abdarben. Du wirst es menschlicher Voraussicht nach erreichen, einen selbstgewählten Beruf

ergreifen zu können, — für mich wird's ein Traum bleiben. Und wenn du einſt im Glücke biſt, dann drück' ich des Sonntags die Orgelbank. Aber abends, Hertwig, wenn die Dämmerung hereinbricht, wenn die Rauchſäulen blau und ſtill aus den Hüttendächern ſteigen und der Friede des Feiertags in der Welt iſt, rein und groß, wie jetzt um uns: dann werd' ich wehmütig meine alte Geige von der Wand nehmen und meine Sehnſucht und meine Träume wieder lebendig ſpielen. Für mich gibt's wohl keinen Ausgang, als dieſen Traum in den Herbſt meines Lebens."

Die Wehmut kam und nahm die jungen Herzen in die Hand. Es müſſen harte Feſſeln ſein, die Jünglingsſeelen durch einen erſten Ferienwandertag drücken.

„Ich ſage ſo:" fuhr Hertwig Reif nach einer Zeit des Schweigens fort, „irgend wohin muß man doch kommen mit ehrlichem Mut und treuem Fleiß! Selbſt wenn der Lorbeer des Schriftſtellers zu hoch hinge, wenn das Künſtlertum ein Traum bliebe — ein guter Handwerker iſt doch auch etwas. Ich wüßte nicht, wie ich mich in dieſe Fron zu finden vermöchte, ohne verbittert zu werden. Durchs Examen will ich; denn man muß doch einmal ſagen können: das hab' ich gelernt, hier iſt es bezeugt. Ich werde Schriftſteller — durch irgend eine Redaktionsſtube werd' ich den Weg dazu finden, Gilbert."

Der andere lächelte. Die zwei Jahre, die er älter war, obwohl ſie beide der Prima angehörten, ſchienen

ihm in dieſem Augenblick ein Vorſprung, dem er die ruhigere Beurteilung der Dinge dankte.

„Hertwig“, ſagte er nach einer Zeit des Beſinnens, „ich weiß nicht, ob ſich mein Vater je mit dem Gedanken befreunden könnte, mich als Geiger zu ſehen. Es fällt mir ſchwer, auch nur durch den Ausſpruch eines Wunſches ihm die Hoffnung ſeines Lebens zu erſchüttern. Ja, wenn man wüßte, ob ein Erfolg blühe . . .“

„Der Sprung muß gewagt werden,“ entgegnete Hertwig. „Glückt er nicht, nun, dann kann ich mir wohl denken, daß ſelbſt die Bürde eines anfänglich ungeliebten Berufs zu tragen ſei, weil man ſich in dieſem Fall eben ſagt, daß die Befähigung zu dem gewollten nicht ausreichte. Allzu nachdenklich darf man dabei nicht ſein. Darum hab' ich auch die Zeit her jeder tötenden Methode, die die Individualität in Feſſeln ſchlägt, mit aller Zähigkeit getrotzt; denn iſt erſt Eigenart und Perſönlichkeit in der Entwicklung zur Verkümmerung gezwungen, woher ſoll dann der Mut zu ſelbſtändiger Tat kommen? Woher die Kraft und das Vertrauen zu dir ſelbſt? Du hältſt mich für rebelliſch, ich weiß. Aber wir wollen an dieſen erſten Tag der letzten Pfingſtferien denken, wenn wir Männer geworden ſind. Nichts iſt, was mich wanken machen ſoll.“

Dann wanderten die beiden wieder über die Heide. Da und dort riefen ſie einem Torfgräber

die Zeit. Von da und dort klang eine Kuhglocke, klang die Schelle einer Ziege zu ihnen herüber. Es war eine ſanfte Einſamkeit um die beiden, eine weite ſchimmernde Ferne, deren Ende ihr Auge nicht ermaß. Und in dieſe ſchimmernde Ferne ſchritten ſie hinein. Eine Raſt winkte ihnen im heimatlichen Dorfe, aber nur für kurze Zeit. Ihre Gedanken verdrängten das Bewußtſein der nahen Freude der Heimkehr. Der eine wanderte nachdenklich und oft zu Boden ſchauend, der andere mit leiſem Geſang, den Stab ſchwingend.

„Wohin?“ fragte Gilbert einmal.

„Ins Leben!“ antwortete Hertwig Reif lachend.

Wie ſie im Heidekrug, an dem das glitzernde Bächlein vorüberrauſchte, das von Hohendorf herunterſprang, zur Raſt geſeſſen hatten, ſtieg der Weg mählich bergan. Immer ſchärfer wurden die Bilder der Häuſer und Bäume an der Berglehne. Die einzelnen Feldbreiten hoben ſich in ihren Farben ſcharf gegeneinander ab, und Hertwig Reif, der die Schritte während der letzten zwei Jahre nicht nach Hohendorf gelenkt hatte, ſah die Erinnerungen an ſeine Kindheit in bunter Fülle und leuchtender Verklärung heraufſteigen.

„Dort,“ ſagte er, „ſiehſt du den Rain zwiſchen dem goldenen Raps? Dort hab' ich mit dem Netze nach den gaukelnden Schmetterlingen gejagt. Sieh, wieder ſind die Felder dort mit Raps beſtanden.

Ich kenn' die Fruchtfolge in Hohendorf. Fünf Jahre umfaßt sie —"

Er hielt plötzlich im Gehen inne, stützte die beiden Hände auf seinen Wanderstock, dann rückte er die Mütze aus der Stirn. Die braunen Haare quollen in dichter Fülle unter ihrem Schirm hervor.

„Gilbert," rief er verwundert, „so sind zehn Jahre vergangen, zehn Jahre! Und noch stehen mir die Tage in ungetrübter Erinnerung. Weißt du, wie ich die silbernen Nattern an dem heidebestandenen Berghang alle kannte? Weißt du, wie ich jedes Nest auf dem Gickelsberg wußte und die goldenen Käfer im Sande entzückt für laufende Edelsteine hielt? Nun sind zehn Jahre darüber hingegangen! Und jetzt ist's mir, als hätt' ich eine Offenbarung: Von dem Glanz, der über dem Berge liegt, ist etwas in meine Seele gekommen und von der Heiterkeit und Stille, von dem Feiertage, der immer dort oben ist, etwas in mein Herz."

„Dort oben in der Einsamkeit der Bergheide gehen die Menschen nicht gerne. Es ist, als wüßten sie nichts zu suchen in diesem Sonntag der Höhen."

„Und nun weiß ich auch, daß es der Bergfriede und der Schimmer dieser Welt gewesen ist, der sich mein Herz geformt und meine Seele geprägt hat. Nun weiß ich, warum es mir so schwer fällt, im Alltage des Lebens zu gehen! Der Berg dort mit seinem Glanze und mit seiner Welt für sich hat mich dem Leben, durch das die Menschen gehen und

das den Alltag als Regel, den Feiertag als Ausnahme kennt, von Kind an entwöhnt. Das Leid meiner Studienjahre, der Trotz, die vorübergehende Verbitterung ist von jenem Berge gekommen, aber seiner Einsamkeit und den Träumen, die ich an seinen Hängen geträumt, werd' ich auch danken müssen, was aus mir wird. Aus jener Welt hab' ich das Ziel meines Lebens . . . ."

„Und den Weg?" fragte Gilbert halblaut.

„Den werd' ich mir selbst suchen müssen," antwortete Hertwig.

Und sie schritten bergan.

Das Licht der Sonne erhielt jene sanfte Mischung von Purpur und Gold, wie es der Nachmitag über dem Heidelande aufweist, wenn die müde Stunde — die dritte — von den Türmen ruft. Das Flittern der blanken Lüfte verlor sich. Noch sangen die Grillen im Gekräute, und Bienen und Hummeln summten honigtragend des Wegs.

Da plötzlich, als der Weg in die breitere Fahrstraße einmündete, die den scharfen Bogen gleich danach bergwärts macht, stand mit der Schirmmütze und im langen schwarzen Rock der Lehrer von Hohendorf.

„Vater," rief Gilbert erstaunt und mit eiligen Schritten liefen die Jünglinge dem alten Mann entgegen. Die Sehnsucht hatte ihn aus der Ruhe des grünen Bergschulhauses zum zweiten Male hinausgedrängt. Er reichte Gilbert und Hertwig die Hand.

„Es ist schön, daß ihr kommt," sagte er; „ich habe eine Weile unter dem Fliederstrauche gesessen, der hier am Wiesenrande steht; denn ich wußte nicht, ob ihr den Fußsteig heraufkommt oder die bequemere Fahrstraße. Da die aber staubig ist, dacht' ich, ihr würdet durch das Heidegras kommen. Und ein Glanz ist in euren Augen! Vor allem in deinen, Hertwig."

Der Angeredete wußte um des Glanzes Ursach', aber er sagte:

„Das ist das Leuchten des Heidesonnentages, das sich in die Augen verlor. Meine ganze Seele ist voll von dem Lichte. Sie hat lange danach gedürstet hinter den grauen Wänden des großen Hauses, über die nur manchmal ein Klang hereindringt — von dem Märchen, daß es hier draußen Frühling geworden sei."

Das hörte der alte Mann gerne. Er lächelte und sagte:

„Es ist immer etwas Verträumtes in dir gewesen, das mir zu deiner Lebendigkeit und deinem trotzigen Wesen in seiner Weichheit nicht zu stimmen schien. Einer, der sein Lebtag geachtet hat, wie sich unter seiner Obhut junge Menschenseelen entwickeln, gleich den Pflanzen in der Hand des Gärtners, der sieht das. Dir selbst mag es unbekannt geblieben sein. Ich habe mir gedacht, daß es wohl damit zusammenhänge, daß ich dich in deiner Knabenzeit tagelang dir selbst überlassen habe. Aber weil

ich wußte, daß du nichts Böses tatest, und weil ich dich des abends auch immer fragte, wie du den Tag verbracht habest und du immer wahr warst, so meint' ich, man solle dich wachsen lassen, wie es dir gefalle. Manch' einer wird kräftiger und wächst freudiger an Leib und Seele, wenn man ihn nur sanft leitet. Ich denke, es ist nicht falsch gewesen, daß ich dich mit der Einsamkeit der Bergheide und deinen Freuden so oft allein gelassen habe."

Hertwig Reif schüttelte dem alten Lehrer für dieses Wort die Hand. Und während sie sich wandten, um die weiße Straße bergan zu steigen, sagte Hertwig:

„Wir haben uns, während wir der Heimat entgegenzogen, auch über einen Spruch Rückerts unterhalten. Wir dachten, es wäre gut, wenn der, der so oft von den Lehrern gesagt wird, auch einmal in der Erziehung angewandt werde. Ihr gebt mir den Beweis, lieber Oheim, daß die Weisheit des Dichters wenigstens einmal auf ein junges Menschenleben angewandt wurde. Ich denke, es soll sich zeigen, daß es richtig gewesen sei. Überhaupt mein' ich, daß Ihr von allen Lehrern derjenige seid . . . ."

„Wer vierzig Jahre im Amte gewesen, und seine Weisheit nicht so sehr aus den pädagogischen Büchern, sondern aus den Seelen der jungen Menschen und aus dem Leben hat," unterbrach der alte Lehrer den jungen Mann, weil er ahnte, daß der etwas zu

ſeinem Lobe ſagen wolle, „der hört wohl manches und lernt wohl auch manches, das ſich nicht in Bücher ſchreiben und anleſen läßt.“

Die Kinder, die vor den Häuſern ſtanden und ihre Veſperbrote verzehrten, riefen reſpektvoll den Gruß zu den Wandernden herüber. Sie ſagten immer nur: „Guten Tag, Herr Lehrer,“ und taten dies in jenem eintönigen, halbſingenden Ton, der nicht ſo ſehr das Bedürfnis nach einem guten Wunſche, als die Pflicht zum Ausdrucke brachte, daß man den würdigen Lehrer nicht ohne Gruß vorbeigehn laſſen dürfe.

Aus allen Häuſern blickte man den Dreien nach. Und als das Dorf durchſchritten und der Hügelhang dahinter erſtiegen war, da fiel der Blick auf die verſtreutliegenden Güter von Hohendorf. Weiße Wände hatten die Häuſer; da und dort erhob ſich eine neue Scheune und manches Dach, das früher aus moosgrünem Stroh geweſen war, hatte einem leuchtenden Ziegeldach weichen müſſen. Mit einem Blick waren die Veränderungen im Dorfe erkannt, und der Lehrer ſagte wiederholt:

„Ja, das iſt inzwiſchen wohl auch neu geworden.“

In der Mitte des Dorfs, in der Nähe des Teiches, ſtand das alte Schulhaus immer noch unter der alten Moosbedachung.

„Das allein iſt ſo geblieben und wird mich noch einige Jahre überdauern,“ ſetzte der alte Mann faſt wehmütig hinzu.

„Es sind Ströme von Segen aus diesem Häuslein gegangen," sagte Gilbert Bach, der lange schweigsam gewesen war, weil das Heidegespräch sein Herz mit allerlei Gedanken erfüllt hatte, die mit der Freude der Heimkehr in die Feiertage und auf die heimatliche Scholle rangen.

Ein Bild traulichen Friedens, lag das Schulhaus an der Straße, die zutale führte; Wildwein rankte am Fachwerk empor, kletterte auf das Strohdach, umspann mit grünen Netzen den First und wob die Schiebfenster bis dicht an die Rahmen in heimliches Grün. Weiße Vorhänge glänzten frisch und feiertäglich hinter den Scheiben. Die Fenster waren wie fröhliche Augen, und Sauberkeit und Freude und Friede lachten daraus mit beredter Innigkeit in die Welt.

Dort in diesem Häuslein hatte Lehrer Bach mit seinem Weibe die beiden Kinder großgezogen. Hertwig Reif war einer Schwester Kind, das frühzeitig Vater und Mutter verloren hatte. Da nahm Bach die Waise in sein Haus.

Unter der Türe der Schule stand die Frau Lehrer, machte ein Dächlein mit der Hand über den Augen und sah die drei Männer von Ferne kommen. Da lief sie ihnen ein Stücklein entgegen, die Stiegen hinab, über die Straße und der Kürze wegen durch den gegenüberliegenden Gutshof. Die jungen Gänse machten lange Hälse und redeten sehr nachhaltig auf die Frau Nachbarin ein. Aber die hatte

heute keine Zeit zum ſchwätzen. Die reichte ſchon aus der Ferne ihren beiden Jungen die Hände entgegen und hörte und ſah nichts anderes, als deren freudige Grüße, die glänzenden Augen und die ſonnenroten Wangen.

Wie die vier langſamen Schrittes, weil es viel zu erzählen gab, dem grünen Schulhäuslein zuſtrebten, hielt auf den Höfen das Geſinde im Kehren ein wenig ein. Allenthalben fuhren die Hände über die Augen, und in fünf Minuten wußte das ganze Dorf, daß der erwartete Beſuch in der Schule eingetroffen ſei.

Kaffee und Feſtkuchen — vorher ein linderndes Kühlen der heißen Hände und Wangen am Brunnenhäuslein, in deſſen Trog der Strahl klingenden Waſſers grad' aus dem Fels herausſprang und in den die Jungen früher die Schmerlen geſetzt hatten, die ſie mit dem Schmetterlingsnetz oder den kunſtlos geknüpften Taſchentüchern im Dorfbach gefangen hatten. Dann ſaßen ſie um den ſauber gedeckten Tiſch. Die Sonne warf rotes Gold zwiſchen den Weinranken hindurch in die Stube, und auf der goldenen Brücke, die ſich hereinſpannte, kamen die Erinnerungen, gingen all' die Geſtalten in das Zimmer, die Gilbert und Hertwig kannten. Von allen war zu erzählen. Zuletzt, wie ſich die Strahlenbrücke immer mehr hob, weil die Sonne draußen hinter den Berg zu ſinken begann, fragte Hertwig nach dem alten

Bauer Hauswald. Der hatte noch nicht als Auszügler im Oberſtüblein geſeſſen, als Hertwig zum letzten Male daheim war.

„Ich mein' immer," ſagte Hertwig, „des alten Mannes Kraft ſei noch nicht aufgebraucht geweſen, und er ſei einem heimlichen Zwange gewichen."

Die Frau des Lehrers ſchüttelte den Kopf und doch begleitete ſie die Bewegung mit einem kaum merklichen Achſelzucken.

„Nein, nein, er war wohl müde geworden, der alte Mann," ſagte ſie. „Aber es war eine Zeit, da war er auch verbittert. Er fand ſich nicht mehr in der Welt zurecht" . . . . .

„In die Welt findet er ſich auch heute noch nicht," ſetzte der Lehrer hinzu, „aber was die Hauptſache war: er hatte ſich damals mit ſich ſelbſt entzweit. Ich glaube, er war ſich nicht darüber klar, ob er den Grund ſeiner Unzufriedenheit in ſich oder in ſeiner Umgebung zu ſuchen habe. Heut iſt er wieder mit ſich einig und ſagt: ich habe meine Rechnung gemacht und meine Rechnung ſtimmt. Und darum hält er zäher denn je an dem feſt, wie er's ein erfolgreiches Leben lang gepflogen und ſtemmt ſich trutzig gegen alles, was neu iſt."

„Ich weiß nicht," ſetzte Frau Bach hinzu, „ob er immer recht hat. Jedenfalls bereut er auch, daß er das Gut aus der Hand gegeben hat."

„Das ist einfach deshalb geschehen," ergänzte der Lehrer, „weil er nicht glaubte, daß Paul Weigert, der der Mann der Adoptivtochter Hauswalds ist, ein so eigenherrliches Regiment führen werde. Der alte Bauer hat einfach mit der Dankbarkeit gerechnet und gedacht: wenn ich fremder Leute Kind als mein eigen Kind annehme und dadurch diese Tochter, die hätte in Dienst gehen müssen, zur reichen Erbin mache, so wird der junge Bauer, der sie zur Frau bekommt und selbst ganz mittellos war, die Pflicht der Dankbarkeit sein Lebtag nicht vergessen. Hauswald hat wohl gerade den jungen Besitzern zeigen wollen, daß auf seinem Gute nach dem alten Rezept gewirtschaftet werde, und daß man auf den alten, bewährten Wegen sicherer gehe, als auf den neuen. Daß der Schwiegersohn in vollem Umfange von seinem Besitzrechte Gebrauch machen und den Alten einfach mattsetzen werde, das hat sich der nicht träumen lassen."

Währenddem war die Sonne hinter dem Berge verschwunden. Wogendes Gold wallte um den Gipfel. Aus den Fenstern der Schule blickte man in den Purpur des Westhimmels, der sonnenfrohe Pfingsten verhieß. Und aus dem Golde heraus schritt die hohe Gestalt Bauer Hauswalds, die gegen den glühenden Himmel ins riesenhafte wuchs.

Drittes Kapitel.

Nun war sie emporgestiegen, die lachende Pfingstsonne! Die Nacht hatte während ihres leisen Wandels den Tau in die Blumen gegossen und über die Gräser gesprengt. Und die Sonne warf ihr goldenes Licht hinein, und der Wind lief ganz leise durch den Morgen, blies mit sanftem Hauche an die Halme und war bedacht, daß er ihnen den schillernden Schmuck nicht raube. Von den Kirschbäumen fielen die letzten weißen Flocken in den Glanz des Sonntagmorgens, und die Menschen gingen in Feiergewändern den Kirchsteig entlang. Die Glocken riefen und ein leises Wehen war in der Welt, ging über die Felder und Wiesen, ging durch die Wipfel der Waldbäume — überall war ein feierlich Läuten. Und die Herzen der Menschen klangen tönend hinein.

Unter den Ersten, die aus ihren Häusern gingen, war der alte Lehrer mit seinem Sohn und seinem Neffen. Nicht lange, so waren die Steige, die über die Hügel liefen, belebt von stillen Menschen. Die gingen einzeln, die gingen zu zweien. Aber sie redeten nicht. Die Feiertagsstille legte ihnen den Finger auf den Mund und schaute sie mit großen Augen an. Horcht, horcht, mahnte sie. Das klang wie das Tönen der Glocken, von dem die Welt voll war.

Einer derer, die ganz allein schritten und die Augen über die Felder gleiten ließen, das schwarze Gesangbuch an der rechten Seite der Brust, so, wie der Pastor das Evangelienbuch hält, wenn er aus der Sakristei nach dem Altare schreitet, war der Gutsauszügler Hauswald.

Er überschaute die, welche vor ihm gingen, welche da und dort durch die Felder wandelten. Der Tau netzte ihnen die Schuhe und die bunten Reste entblätterter Blüten hingen sich daran. Die Menschen grüßten laut über die Felder weg oder sie winkten dem Alten mit der Hand. Sie sahen es gerne, wenn einer der „Großen" dem Brauche der Väter gemäß, den Weg zur Kirche zu Fuß zurücklegte. Von all den jungen Bauern im Dorfe wäre dazu keiner zu bewegen gewesen. Die stillen Menschen, die auf den Rainen gingen, waren Häusler oder Waldarbeiter, oder sie waren höchstens im Besitze einiger Acker Land, die gerade das Futter für die Kuh und die Ziege gaben, ein paar Zentner Korn zum Mehle für das Brot und den Bedarf an Kartoffeln.

Hauswald dachte im Gehen daran, wie früher keiner den Weg zur Kirche gefahren sei. Er dachte auch, daß dieser Gang durch die Felder eine recht wundersame Wirkung auf die Seele habe. Wie das Korn so leise wogend ging, ward ihm, als wollten die Halme mit dem sanften Rauschen sich das Herz stimmen. Und als er den Lehrer und die beiden

jungen Männer auf dem Wege eingeholt hatte und eine zeitlang schweigend neben ihnen hergeschritten war, da sie den Morgengruß getauscht hatten, sagte er, indem er sich Gilbert und Hertwig zuwandte:

„Wir Bauern sind nicht gesprächig, am wenigsten auf dem Kirchweg. Ich hab's gerade wieder überdacht; wenn wir den Kirchsteig sonntäglich gehen, so ist das eine feine Sitte. Aber, man muß seiner Arbeit froh sein können, und man muß sein Herz an die Scholle gehängt haben. Und wenn man sich auf dem Gange über die eigenen Raine auch sagt: es ist Gottes Werk — dieses Wachstum und dies Blühen ringsum, so mein ich, es ist nicht sündhaft, wenn einer auch freudig hinzusetzt: ich hab' doch auch mein Teil daran. Ich hab' die Scholle bestellt, wie's richtig war, hab' den Dünger herzugeschafft und gepflügt und geeggt, hab' der Krume das Samenkorn anvertraut und bin mit der Walze darübergegangen, na — und am Ende ist auch der erste Tau, der die Scholle netzte, von meiner Stirne daraufgeflossen."

Hauswald sprach stockend und mit langen Pausen, als wollt' er zuvor prüfen, was er sagte, ob das auch wohl das richtige sei. Aus dem Kirchdorfe erklangen die Glocken zum zweiten Male. Es war ein volles feierliches Schwingen, so laut, daß der Lerchen Lied darin versank, wie das sanftere Licht

des Morgensterns versinkt in den goldenen Strömen der flammenden Sonne.

„Hm," fuhr der Bauer fort, „ich glaube die neuen Leute im Dorfe" — damit meinte er die jungen Gutsbesitzer — „die rechnen, wenn sie durch ihre Felder gehen, wie viel Scheffel der Acker und jener Morgen eintragen mag, wenn die Zeit der Ernte gekommen ist. Und da vergessen sie nicht: so viel etwa schlägt der Hagel in Grund, so viel wird durch regnerisch Erntewetter minderwertig und so viel hätt' ich mehr haben können, wenn der Weizen nicht ausgewintert wäre. Sie säen nämlich den englischen, der unsre Bergwinter nicht vertragen mag. Und während sie rechnen, kommt ihnen die Falte auf die Stirn und die Unzufriedenheit in's Herz. Dann grollen sie mit sich und mit ihrem Gott. Sie verleiden sich den Kirchgang — ob sie die Raine hinschreiten oder ob sie im rasselnden Fuhrwerk sitzen, das ihnen die Stimmung verdirbt. Mein Gottesdienst fängt an, wenn ich den Kirchrock antue und das Gesangbuch in die Hand nehme. Und was mir fehlt an Sammlung und äußerlicher Zucht, wenn die Haustüre hinter mir in's Schloß fällt, das läßt auf dem sonnigen Kirchsteig nicht gar lange auf sich warten. Die Predigt geht schon los, wenn ich das Rauschen der Halme höre und das Summen der Bienen und das blanke Licht der Sonne im Tau sich brechen sehe. Es ist ein eindringlich, ein kräftig

Wort, das die Natur redet und manchmal denk' ich: ſo möcht's der Paſtor auch können."

Auf der Fahrſtraße ſtieg der Staub unter den rollenden Fuhrwerken, die die jungen Bauern mit ihren Frauen zur Kirche trugen. Aus manchem der Wagen kam ſchallendes Lachen über die Felder. Das zerſchnitt häßlich den Feierklang des Morgens und drängte ſich frech in den Frieden der maiigen Erde.

„Die Menſchen verſtehen den Feiertag nicht mehr", ſagte der Bauer.

Die vier gingen ſchweigſam hintereinander den morgenfeuchten Rain entlang.

Die Pfingſttage gingen vorüber. Am Abend des zweiten tönte Tanzmuſik vom Saale, der ſich als neues ſchmuckes Haus an das Wirtſchaftsgebäude des Gutes anſchloß, auf dem Hauswald vordem als Bauer geſeſſen hatte. Das hatte einen ſcharfen Kampf gegeben und den erſten Riß zwiſchen Paul Weigert, dem Schwiegerſohn, und Hauswald, dem Auszügler. Die Jugend brauche den Saal zu Vergnügen und Tanz, hieß es. Und wie Weigert auch die Erlaubnis erhielt, Bier und Branntwein auszuſchenken an Tagen, wo's Muſik und Tanz auf dem Saale gab, lief der Alte grollend in's Feld. Paul Weigert beſtand darauf, daß das ſein Gut ſei, und daß er damit machen könne, was er wolle. Die Berechnung des Nutzens verſöhnte den Alten halb, aber ſie überzeugte ihn nicht.

„Vordem", sagte er, „sind die Burschen und Mädchen des Abends unter die Linde gegangen. Dort hat einer mit der Harmonika aufgespielt, und die Jugend hat sich dazu im Tanz gedreht. Da flogen die bunten Bänder und die jungen Blumen, aber die Herzen flogen noch höher. Und war eine liebe fröhliche Sonntagsluft. Wenn die Mitternacht kam, war alles still und früh waren die Leute frisch zur Arbeit. Das ist nun auch anders geworden. Jetzt drehen sie bis in das Grau des jungen Tags im Tanz, gröhlen unflätig, kümmern sich nicht um das sechste Gebot und wenn von den Mägden eine vorzeitig das Kränzel verliert, so ist's erst eine rechte Ehr' und sie ist auf dem Tanzboden doppelt geachtet. Vordem, da mußt' eine solche beim Maientanz zur Seite stehen, und sie sagten ihr: Du, geh' heim, Dein Kind wiegen. Das ist nun anders worden, ob besser? — Ich sag': nein."

Damals war der erste Riß gekommen zwischen dem Alten und dem Jungen, und die Lina, des Alten angenommene Tochter, zitterte bis ins Herz hinein, wie sie die Wege der beiden Männer immer weiter auseinandergehen sah.

Sie war des einen Kind, der sie aus bettelhafter Armut zur reichen Erbin gemacht hatte, und sie war des andern Weib, den sie genommen hatte, ohne daran zu denken, daß am Ende ihre Dankbarkeit nicht in allen Stücken auch die seine sein werde.

Nun hatte ſie mit ſanften Worten bald auf dieſer, bald auf jener Seite zu begütigen und die aufziehenden Wolken, in denen es wetterleuchtete, zu verſcheuchen.

Und in jener Frühe, die dieſen ſonnevollen Pfingſten folgte, da iſt das auf dem Gute geſchehen.

Ein Wind lief von Morgen her. Der ging ganz leiſe um alle Giebel, zu ſingen und guckte um alle Fenſter, ob irgendwo ein Rahmen klaffe, damit er auf der Lücke eins ſpielen könne. Draußen auf den Feldern hatte er ſein Vergnügen daran, die grünen Wogen ein wenig unſanfter aufzuwühlen als ſonſt und das Korn ſchlug mit den Aehren, die die Sonne der Pfingſten völlig herausgelockt hatte, nach ihm. Aber ſingend flog er von dannen, eh' ihn noch der linde Schlag getroffen hatte.

Allein, es war doch ein Tau im Gras, wie ſehr auch der Wind an den Halmen ſchüttelte, und der Himmel war blau, wie geſtern und ehegeſtern. Nur ein dünner weißer Streifen lag quer über das Blau und ſah aus wie ein Baum, der aus dem Horizonte wuchs. Strahlende Tropfen waren nicht an den Halmſpitzen — die hatte der Wind weggeſchlagen: in dem dichten Unterfutter aber lag die Morgenfeuchte. Darum zogen die Hähne die Beine ſo hoch und etliche von den Hühnern ſaßen auf der Stange, die längs des Wegrandes hinter dem Gutshofe lief. Sie hatten die Köpfe gegen den Wind ge-

dreht und warteten. Die Tauben saßen nicht auf dem First, sondern auf der geschützten Seite der Dächer und hatten wohl Acht, daß ihnen der Wind nicht unter die bunten Kleider wehe.

Der eine Flügel des Scheunentors stand schon offen. Vor dem linken lag ein großer Stein, damit er nicht aufschlagen konnte und vor den rechten hatte der Bauer ein Scheit Holz gelegt. Der offene rechte hatte den großen Querbalken, der soweit herausstand, daß er über den andern Flügel reichte, wenn das Tor geschlossen war. Der Wind hatte die rechte Torseite wiederholt gegen die Wand geschlagen: da war der Bauer heruntergegangen, hatte das schwere Scheit von der an der Scheunenwand stehenden Klafter genommen und gegen das Tor gestellt. Es mußte da ein Sandsteinwürfel liegen, der das Tor zu halten hatte. Aber der Stein war fort. Und wie der Bauer spähend nach ihm umschaute, sah er auf dem Stroh in der Scheune, draus er Häckerling schneiden sollte, den Großknecht liegen.

Der Bauer rief ihn an, aber der Knecht hatte bis früh hinter dem Glase gesessen und holte nach, was er die Nacht nicht geschlafen hatte.

Der Bauer schalt und überdem rollte ein Wagen in den Hof.

Weigert ging ihm aus der Haustür entgegen, wie er ihn durch die Torfahrt kommen sah. Der Mann, der auf dem Bocke saß, sprang herunter und

reichte dem jungen Bauern, nachdem er halblaut mit ihm gesprochen hatte, zwei zusammengerollte Säcke.

„64 Mk.“, sagte Weigert.

„Ich mein', mit zweiundsechszig wär' der Zentner bezahlt“, entgegnete der andere. Weigert zuckte verneinend die Achseln.

Die junge Bäuerin rief ein Wort zum Fenster heraus, und der Mann von dem Wagen ging hinüber in's Haus. Weigert begab sich in die Scheune. Da sah er den Alten über den Strohhaufen gebeugt, der sich mühte, den verschlafenen Knecht zu wecken. Weigert, der des Knechtes Zustand und Lager auf der Tenne kannte, war ärgerlich darüber, daß Hauswald Kenntnis von dem Vorfall erhalten hatte und sagte, als ihm der Alte mit Vorwürfen begegnete:

„Euch wird keiner zumuten, die Arbeit zu tun, die der versäumt.“

Er legte die Säcke auf die Häckselmaschine, ging aus der Scheune und warf das gegen den Torflügel gestemmte Holzscheit krachend auf die Klafter. Ein Stück Kalk flog dahinter aus dem Gewände.

Weigert verhielt mühsam seinen Zorn. Der Alte hatte die Augen überall und den Stein, der vor dem Tore fehlte, hatte der junge Bauer am Pfingstsonnabend selbst weggetragen, weil er keinen andern fand, um vor dem überrinnenden Brunnenhause einen Tritt für die Schöpfenden zu schaffen. Aus dem Troge war ein Stück unter dem Pferdeeimer,

den der Kleinknecht daraufgestellt hatte, herausgebrochen. Der Trog war im letzten Winter zerfroren, und die Ausbesserung über der Frühjahrsarbeit auf den Feldern verschoben worden. Nun hatte das überrinnende Wasser das Erdreich vor dem Troge aufgeweicht. Der Schlamm wurde auf die sauberen Steinfliesen vor dem Hause geschleppt, und weil der Sandstein gerade nicht am Scheunentor nötig war, schaffte ihn Weigert vor den Brunnentrog. Dort war er bald so hineingetreten, daß ihn der Alte nicht bemerken konnte.

Nun schlug der Wind das Tor wieder gegen das Gemäuer. Wie das der Bauer vernahm, schwoll ihm die Zornesader, aber er verbiß sich die Wut. Eine Weile stand er neben dem Knecht und horchte hinaus. Die Schritte Weigerts wurden ferner.

Da trat Hauswald auf den Hof. Die Peitsche war von dem Gefährt gefallen, und das Pferd, welches hin- und hertrat, weil es von Fliegen belästigt wurde, war daran, den Peitschenstiel zu zertreten. Darum hob Hauswald die Peitsche auf. Der Wind sprang in dem Augenblick hinter den Torflügel und warf ihn nach vorn, als Hauswald im Begriffe war, die Peitsche auf den Wagen zu werfen. Er wurde daran gehindert, weil er dem Torflügel entgegentrat. Weigert kam wieder um die Ecke der Scheune.

„Die Mühe könnt Ihr Euch sparen," sagte er mit verhaltenem Zorn, „ich hab Euch tausendmal gesagt, Ihr sollt Euch nicht in Dinge mischen, die Euch nichts angehen."

„Dinge", keuchte der Alte, „die — Euch — nichts angehen — nichts angehen? Ist das der Dank?"

„Dank! Keinen Tag vergeßt Ihr danach zu fragen", sagte Weigert höhnisch.

„Soll ich nicht — soll ich nicht? Willst Du gefragt sein, was ich reden darf?" schrie der Alte.

Er war dem jungen Bauer in dieser Stunde lästig; denn Weigert hatte dem Manne von dem Wagen, der aus dem Nachbardorfe herübergekommen war, gestern nachmittag einen Zentner Kneelsamen verhandelt. Am Vormittage hatte ihm Hauswald geraten, auf gewisse Aecker Kneel als Grünfutter nachzusäen, wenn die Ernte herein und das Grummet geschnitten sei. Weigert war wieder einmal anderer Ansicht gewesen und hatte gesagt, er habe genug Klee; das mit dem Kneel müsse er sich noch überlegen.

Der Kneel sei nötig, hatte Hauswald gemeint, denn im Vorjahre habe es an Grünfutter gefehlt, und die Brachen seien zur Kneelsaat vortrefflich.

Und nun wollte Weigert einen Zentner Kneel als Saatgut verkaufen. Hauswald stemmte sich mit dem linken Arme gegen das Tor. Wo der Stein wäre, fragte er, und was mit dem Knechte werden

ſolle, ob der Häckſel geſchnitten werde und was der fremde Bauer denn mit dem Wagen zu holen habe.

Weigert, dem das Blut in die Stirn ſchoß, antwortete nicht. Der Trotz verſchloß ihm den Mund und in den Augen Hauswalds flammte ein blitzartig Leuchten auf.

„He", rief er Weigert an, der ſich ſtumm umſchaute, ob er einen Stein finde, der den Torflügel zu halten imſtande ſei. „He", wiederholte der Alte und fuhr mit der Peitſche nach Weigert, um ihn an die Antwort zu erinnern.

Da drängte ſich der Wind, als hab' er den Ruf auf ſich bezogen, ungebärdig zwiſchen Gewände und Tor und drückte den Flügel mit aller Macht vorwärts. Der Peitſchenſtock berührte Weigert unſanfter an der Schulter, als beabſichtigt war, und der Wind faßte zum Ueberfluß die Schnur und ſchlug ſie dem jungen Bauer um die Stirn.

Der, weil er nicht geſehen hatte, was in der Abſicht des Alten gelegen, ſprang auf ihn zu:

„Schlagen?" rief er. „Schlagen, wie ein Vieh? Bauer! Bauer!" Schon hatte er den Alten vor der Bruſt gefaßt und ſchüttelte ihn. Kein Auge ſah die beiden.

„Du! Du!" knirſchte der Alte, der Weigert faſt um Haupteslänge überragte und — war's der Zorn, der den Alten über ſeine Jahre hinaus Kraft verlieh? War's, daß die halbverbrauchten Kräfte des

Greiſes diejenigen des Jüngeren doch noch überwogen? — er drückte Weigert vor ſich her. Der trat rückwärts und lehnte in ſtummem entſetzlichen Ringen mit den Rücken gegen den geſchloſſenen Torflügel.

„Vergreifſt Du Dich an Deinem Vater, he?“ knirſchte der Alte, während Weigerts Hand ihm an die Kehle fuhr und dieſe preßte, daß der Greis nach Atem rang.

Der Wind war wieder hinter den Torflügel geſprungen. Jetzt hatte er leichtes Spiel. Das Tor drehte ſich in den Angeln und ſchrillte ſo kläglich über den Hof, daß der fremde Bauer drinnen an das Fenſter der Stube ſprang.

„Mein Gott,“ rief er. Und die Bäuerin ſtarrte hinaus auf den Hof. Immer weiter flog das Tor mit dem ſchweren Balken, der ſich ausſtreckte wie ein gewaltiger Arm.

„Laßt los!“ ſchrie Weigert, der der Gefahr gefeſſelt in's Auge blickte und, ohne die Arme freizubekommen, drückte er den Alten nach vorn. Der ſank einen Augenblick in die Knie. Der Balken des zuſchlagenden Flügels ſtreifte ihm das weiße wehende Haar und ſauſte darüber hinweg dumpf gegen das Antlitz Weigerts.

Blutüberſtrömt ſank der junge Bauer zuſammen.

Hauswald hielt einen Toten in den Armen.

Die Haustür flog auf, die Mägde stürzten schreiend herbei, die Bäuerin folgte. Sie umstanden kreischend die beiden.

„Hab' ich's getan," schrie der Alte. „Ich? Ich?"

Das Blut, das von dem zur Unkenntlichkeit verstümmelten Gesichte des Toten rann, troff auf die Hände des greisen Mannes. Er ließ die Leiche nicht zur Erde gleiten.

Viertes Kapitel.

Am Freitag Nachmittag klangen die Glocken wieder in vollem Geläute. Es war ein trüber Tag. Der Fink zirpte seinen eintönigen Ruf, den er nimmermüde ertönen läßt, wenn Regen im Anzug ist. Kein Blatt am Baume regte sich. Keine Aehre wiegte und die gelben Löwenzähne, die die Gräben und Wegränder vergoldeten, hatten sich fest geschlossen. Der Wind war anderswo; er ging wohl, den Regen holen.

Und wie die Glocken aus dem nahen Kirchdorfe zum-ersten Male geläutet hatten, erhob sich vor der Türe des Trauerhauses der Gesang des Sterbeliedes: „O Welt, ich muß dich lassen, ich fahr' dahin mein Straßen in's ew'ge Vaterland . . ." Zu Beginn jeder Strophe erklang die müde Stimme des alten Lehrers allein. Bei der dritten Silbe erst setzten die Schulkinder ein und mit ihnen diejenigen, die erschienen waren, um dem jäh aus dem Leben Geschiedenen das letzte Geleite zu geben.

Sie sangen langsam und wenn Lehrer und Kinder schon geendet hatten, klangen die hellen Stimmen der Frauen immer noch nach. Die schwarzen Feier-

gewänder und das Grau des ſtillen Tages ſtimmten zu einander.

Die Haustür ſtand offen. Auf dem Flur war die Leiche gebahrt. Während des Geſanges reckten die Kinder neugierig die Hälſe — manche von ihnen ſtanden zum erſten Male dem Tode ſo nahe. Ihre Herzen zitterten. Aber die Leiche war mit Kränzen überdeckt, und Blumen verhüllten das verſtümmelte Antlitz des Toten. Dann kam das ſchluchzende wimmernde Weinen aus dem Flur des Hauſes, das den letzten Händedruck begleitete, und dann das leiſe Schließen des Sarges. Die Kinder ſangen: „Kein Bleiben iſt auf Erden, das Ewige muß mir werden, mit Fried' und Freud' fahr ich dahin."

Der Lehrer ſchritt mit den Kindern an den Eingang des Gutshofes. Die ſtellten ſich paarweiſe, und die Leichenfrau ging ihnen nach und reichte jedem aus einem handgroßen Körblein ein Zehnpfennigſtück. So wollt's der Brauch. Und drinnen in der Stube ſtanden ſie auf von dem mit weißem Linnen gedeckten Tiſch, auf dem die bunten Taſſen und Teller mit Kuchen ſich befanden. Die Männer fuhren mit dem Rockärmel noch einmal über die glanzloſen Zylinder; die kamen aus andrer Zeit.

Und dann trugen ſie den Sarg heraus, die Leidtragenden ſchloſſen ſich an, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. „Geht nun hin und grabt mein Grab, denn ich bin des Wanderns müde . . . ."

ſangen die Schulkinder. Langſam wie die Sterbeweiſe war das Schreiten in den grauen Frühlingstag. Und wie der Zug durch das Dorf gegangen und in den dunklen Fichtenwald gekommen war, der zu beiden Seiten die Berghänge deckte und den die Leute, weil die Straße ſchmal und vom Wald umdunkelt auf der Talſohle dahinführte, das „Hohle Fichtch“ nannten, klang das Lied recht feierlich und voll tiefer Schauer: „Darum letzte gute Nacht, Sonn' und Mond und liebe Sterne, fahret wohl mit eurer Pracht, denn ich reiſ' in weite Ferne . . . .“

Der Paſtor hatte als Spruch, den er ſeiner Grabrede zugrunde legen wollte, die Stelle aus der Chronika nehmen wollen, welche lautet: „Und baute die Städte auf dem Gebirge, und in den Wäldern baute er Burgen und Türme und er richtete ſeine Wege vor dem Herrn, ſeinem Gott . . .“

„Wenn ich bitten dürfte, Herr Paſtor,“ ſagte Hauswald zu ihm am Tage vorher — „das iſt wohl ein ſchönes Wort und iſt ein ſelten Wort. Aber, ich hatte gedacht, wenn ich einmal geſtorben bin, und Sie an meinem Grabe zu reden haben, dann hätt' ich dies Wort gern auf mein Leben gedeutet . . . Ich hatte gedacht, es ſei im Jeſaias ein Wort — 's iſt nicht Sitte, daß man daraus eine Grabrede halte, aber es iſt ein deutſamer Gedanke, obwohl ein ſonderlicher Spruch, den kaum einer geleſen haben mag. Der lautet: „Alles, was in meinem Hauſe iſt,

das haben sie gesehen, und ist nichts, das ich ihnen nicht hätte gezeiget in meinen Schätzen".

Der Pastor sah Hauswald schweigend an, und da er die Brücke geschlagen, die kaum wahrnehmbar aus des Jesaias Spruch hinüberführte in den Gutshof von Hohendorf, sagte er:

„Es ist eine schöne Sitte, von den Toten Gutes zu reden, Bauer Hauswald."

„Das hab' ich auch gedacht," sagte der Bauer, „aber auch um die Ehrlichkeit ist's eine schöne Sache, und man soll trachten, beides zu vereinen. Herr Pastor, dieser Tote hat viel gesehen und hatte ein weites Feld, auf dem die Aehren goldene Körner tragen, und hatte grünende Hänge, darauf stehen Bäume, die tragen silberne Früchte. Er hat gesehen, wie die goldenen Körner werden und wie die silbernen Früchte schwellen — ich hab' ihm alle Schätze gezeigt, wie Jesaias sagt, aber: mich deucht, er sei abberufen worden, weil er sein Herz nicht daran gehängt hatte mit der Liebe und mit der Freudigkeit, die der Bauer seiner Scholle entgegenbringen muß. Es ist ein Drang in den Nachfahren, der ist vom Uebel, und es ist an der Zeit, daß sie gemahnt werden: Der Bauer steht auf seiner Scholle als ein König in einem sonderen Reiche. Dort schlummert die Kraft und der Segen für alles Volk. Herr Pastor, in diesem Boden rinnen die Quellen, die klar und reich genug

ſind, in allen Grenzen einſt Fruchtbarkeit zu ſchaffen, wenn dort und abſeits von dem Reiche des Bauern das Volk zu dürſten beginnt nach dem Segen dieſes Reichs, darin der Bauer König iſt. Und das kommt! Ich meine: darum muß der Bauer auf ſeinem Lande ſtehen und Recht und Brauch dort wahren als ein unverbrüchlich geltend Geſetz. Wenn aber fremde Sitten hereingetragen werden, in denen nichts von der lebendigen Freude iſt und von der erdſtändigen Kraft, die hier draußen gilt, dann wird der König Bauer unmächtig und iſt nicht mehr Herr und Hüter der Wurzeln jener Kraft und der Quellen, aus denen der Segen geht. Ich hab' dem Toten die Schätze ſeines Reichs gezeigt. Geſehen hat er ſie, aber gehütet, wie's recht wäre, hat er ſie nicht. Er war ein Nachfahr, der anderswo geltende Bräuche und Sitten in ſein Reich einbürgern half. Und das muß man, auch wenn man Paſtor iſt, den Leuten nicht verſchweigen. Dieſe Bräuche haben die Prüfung noch nicht beſtanden. Für die Leute wiegt — wenigſtens für jetzt noch, und wie lange, weiß ich nicht — ein Wort aus des Paſtors Munde ſchwerer, als wenn das unſereins ſagt. Und weil ich die Predigt mit meinem Gelde bezahle, ſo wollt' ich bitten, und Sie halten mir's nicht für übel: predigen Sie über dies Wort. Es iſt ein feines Wort: „Ich hab' ihm alle meine Schätze gezeigt" . . .

Der Paſtor nickte.

Und wie der Zug an dem ſtillen grauen Nachmittage auf den Kirchhof gekommen, und wie ſie den Sarg an den grauen Gurtbändern in die Erde gelaſſen, da predigte der Paſtor über die Stelle aus dem Jeſaias.

Der Alte ging hernach zu ihm hin und drückte ihm die Hand.

„Es iſt eine ſchöne Sache, wenn der Paſtor den Weg zu den Herzen ſeiner Gemeinde findet. Immer mag das nicht gehen, aber heute iſt's Ihnen gelungen," ſagte Hauswald. „Und ich dank' Ihnen."

Dann ging der Bauer ganz allein über die Raine ſeinem Gute entgegen. Er herrſchte dort wieder wie einſt und er dachte: das Schickſal habe es nicht ſchlecht mit ihm gemeint. Er ſchritt aufrechter denn je und als die Aehren gegen Abend, wie die Sonne am Weſthimmel durch die Wolken brach, wieder zu flüſtern begannen, redete der Bauer halblaut vor ſich hin. Es war, als habe er die Aehren nun wieder ganz verſtanden.

Fünftes Kapitel.

Tagelang beschäftigte der Tod Weigerts die Gemüter. Allerhand Gerüchte verliefen sich aus Hohendorf in die umliegenden Orte. Die Leute sprachen heimlich und redeten mehr mit den Augen als mit den Lippen. Alte Frauen meinten: das wär' eine sonderbare Vorsehung, die den jungen Bauern jetzt abgerufen hätte. Die Gutsbesitzer dachten anders darüber und warteten ärgerlich der Dinge, die da kommen sollten. Ein Jahr mußte Hauswald zweifellos wieder auf dem Gute wirtschaften. Und ob nach den Erfahrungen, die er mit Weigert gemacht hatte, der harte Bauer seine Einwilligung so ohne weiteres zu einer zweiten Ehe der Lina geben werde, das war doch zum mindesten sehr fraglich. Na, schließlich gingen Hauswald die Felder und Güter der andern nichts an. Aber als der größte Grundbesitzer oder wenigstens als der Verwalter des wertvollsten Gutes hatte er doch wieder eine Stimme bekommen, die den jungen Bauern unbequem genug war. Uebrigens erzählte man sich, der Bauer habe das gerichtlich so gemacht, daß ihm die Vorbehalte bei der Gutsübergabe an Weigert nun doch das Besitzrecht wieder

ſicherten, und daß die Lina erſt nach dem Tode Hauswalds das Eigentumsrecht an dem Gute erhalte.

In der Schule ſprach man ruhiger, aber nicht weniger, von dem Vorfalle. Der Sonnabend Abend war grauer wie der Freitag, und die Sonne, welche die Wolken verheißungsvoll durchbrochen, hatte getrogen. Am Sonnabend fiel ein ſanfter fiſſelnder Landregen. Der Bauer war am Nachmittage ſeine Raine entlang geſchritten. Nun, nachdem gemolken und die Fütterung beſorgt war und er ſich trockene Kleider angetan, ging er die Dorfſtraße hinab. Das Geſinde der umliegenden Höfe dachte ſchon an die abendliche Zuſammenkunft. Hauswald litt nicht, daß ſeine Leute des Abends in den Geſindeſtuben der andern Güter herumlagen. Die Mägde ſollten flicken und die Knechte ſich ſonſtwie beſchäftigen. Auch hielt der alte Bauer darauf, daß die Leute im Frieden des Feierabends ſangen. Er hatte nichts dagegen, wenn ſich die Dienenden des Abends um den grünen Kachelofen der Wohnſtube ſetzten, und der Alte wußte dann mit einer faſt ſanften Ruhe zu erzählen, was ihn das Leben gelehrt. Die alte Zeit war dabei immer die „goldene", und gegen die neue fiel manch' hartes Wort. Auch die Sagen und Märchen, die er noch von ſeiner Mutter wußte, wurden in dem alten Manne wieder lebendig, und in ſeine Worte kam dann jener feierliche Klang, der ſich über die Seelen der ſchlichten Menſchen legte, die ihm zuhörten.

Er ließ auch manch' belehrend Wort mit in seine Rede fließen, und es geschah selten, daß einer der Zuhörer im Halbdunkel des Ofens entschlief. Es war ein patriarchalisch Verhältnis zwischen Herr und Gesinde, an dem Knechte und Mägde sicherlich nichts auszusetzen gehabt hätten, wenn die von den anderen Höfen die Gepflogenheiten Hauswalds nicht verlacht hätten.

„Ihr seid Narren," sagten die. „Was geht's den Bauer an, was ihr tut, wenn ihr euer Tagewerk verrichtet? Das gibt's nicht mehr. Früher mögen sie einmal so dumm gewesen sein. Fragt etwa der Fabrikherr in der Stadt danach, was seine Arbeiter nach Feierabend machen? Uebrigens — die Bauern mögen froh sein, daß sie noch Leute genug auftreiben! Und wenn's der Alte so macht, dann wird ihm sein Gesinde zeitgenug davonlaufen."

Derlei Reden wirkten nachhaltiger, als das Wort des Bauern. Der Ruhe, die der Alte über die Herzen brachte, folgten solche Worte wie ein Sturmwind, der den Frieden und die Traulichkeit, die des Abends hinter dem Kachelofen spannen, wieder fortblies. Die Ansicht, daß Hauswald sein Gesinde knechte, bemächtigte sich nach derartigen Einflüssen der Leute.

Heute Abend war er noch einmal durch den Hof gegangen und hatte nach dem Rechten gesehen.

Gerade heute wär' es ihm lieb gewesen, wenn die Leute daheim geblieben wären. Er wußte, was

heute den Geſprächsſtoff in den Geſindeſtuben bildete und daß da und dort ſelbſt Bauer und Bäuerin nichts dabei finden würden, bei dem Geſinde zu ſitzen und es auszuhorchen. Daß er ſelbſt dabei nicht ſehr gnädig wegkommen werde, ahnte er. Der alte Mann ſah viel zu ſcharf und der Gegenſatz, in welchem er zu dem Geiſte der Zeit ſtand, war ihm viel zu klar bewußt, als daß er ſich darüber hätte täuſchen können.

Er war auch darüber mit ſich ſelber einig, daß der Geſunde nicht über die Geſundheit nachdenke — das machte ihm Kummer. Manchmal, wenn er gerade recht rückſichtslos, wenn auch ganz heimlich, mit der Welt abgerechnet hatte, ſchoß ihm dieſer Gedanke ſehr unbequem durch den Kopf. Früher hatte er nicht ſo nachhaltig über die Entwicklung der Dinge geſonnen.

Ja — früher hatten ſich die Dinge aber auch nicht ſo geſtaltet! Da war die Vornehmtuerei nicht geweſen. Da war auch nicht der „feine Ton“ geweſen, auf den ſich die Bauern zu ſtimmen ſuchten, weil ſie nicht dachten, daß ſie es den Städtern gleich tun müßten. Damals war das Reich der Bauern ein Reich für ſich, das ſich nicht den Errungenſchaften, aber den Manieren der Welt, die jenſeits dieſes Reiches lag, verſchloß.

Der Bauer dachte, er wolle das Geſinde heut' laufen laſſen. Wenn er es heute daheim halte, werde

man glauben, er fürchte ſich davor, ſich im Munde der Leute zu wiſſen. Auch war ihm heute die Ruhe ſelber nicht eigen. Es war noch ein Duft von Hyazinthen und weißen Roſen im Hauſe, den der Geruch des Alltags, der die Räume immer erfüllte, weil der Kuhſtall an den Hausflur grenzte, noch nicht hatte verdrängen können. Und dieſer ſanfte Hauch bannte das Behagen, redete laut, daß es noch nicht ſo ſei wie einſt.

Mit dieſen Gedanken kehrte Hauswald in die Schule ein.

In dem ſtillen Stübchen brannte die Lampe noch nicht. Der Rauch aus der Pfeife des alten Lehrers ſpann fühlbar durch die Dämmerung. Man hatte unter dem Einfluſſe des Vorfalls auf dem Gute und unter dem der Traulichkeit der hereinbrechenden Nacht halblaut geſprochen.

Hauswald ſah kaum die Umriſſe der einzelnen Perſonen, die ſich in der Stube befanden. Der Lehrer kannte den Bauer nach dem Schritt im Flur. Die alte Frau mit dem ſchwarzen Häubchen auf dem Scheitel trug die Lampe herbei und rückte Hauswald einen bequemen Lehnſtuhl an den Tiſch. Der Bauer ſchlug, als er ſich geſetzt hatte, die Beine übereinander und hing ſeine Mütze auf das Knie.

An dieſem Abend war viel von des Menſchen Vergänglichkeit und von den dunkeln Schickungen des Schickſals die Rede.

Bauer Hauswald ſprach nicht oft. Die Arbeit hinter dem Pfluge und auf der ſchweigſamen Scholle lehrt mit dem Worte kargen. Aber die Gedanken haben doch Zeit, mannigfache Wege zu gehen. Und die Einſamkeit der Felder vertieft.

Der alte Bauer war ſein Lebtag nicht gewöhnt worden, etwas auf die leichte Achſel zu nehmen. Mit dem Gedanken, daß ihm die Sorge für das Gut von neuem obliege, hatt' er ſich raſcher vertraut gemacht, als die Leute glaubten.

Wenn er es recht überdachte, ſo hatte er mit dieſer Möglichkeit ſchon ſeit langem gerechnet. Es war ihm immer geweſen, als müſſe Weigert eines Tages ſagen: ſo gehe die Sache nicht mehr fort. Und der Alte war ganz insgeheim wohl auch mit ſich zu Rate gegangen, ob ſich nicht ein Weg finden laſſe, ſich mit dem jungen Bauern zu einigen. Es war ihm dabei nicht in den Sinn gekommen, etwa eine Abmachung auf die Dauer ſeines Lebens zu treffen; es ging ihm nicht ein, ſich mit der Tatſache zu befreunden, von einem Manne, wie Weigert, das von ihm — dem Bauer Hauswald — geſchaffene Beſitztum jemals auf die Dauer verwaltet zu ſehen.

Vielleicht, wenn er ſeine Kraft ſchwinden fühlte, wäre er zu einem Handel in dieſem Sinne bereit geweſen. Er hatte aber kein Bedürfnis, ſich auszuruhen; und wenn er den Wandel der Dinge ringsum ſah,

wenn er das Vergehen des Lebens und das Altern erkannte — an ſich ſelber bemerkte er's nicht.

„Sie werden ſich auch damit vertraut machen müſſen, Herr Lehrer, daß ein anderer Ihres Amtes waltet", ſagte er im Verlaufe des Geſprächs mit jener Rückſichtsloſigkeit, die ihm gegen ſich und ſeine Umgebung ſtets eigen geweſen war.

Wenn er Leuten ſeines Standes ſo geſprochen hätte, hätten dieſe verbittert oder reſigniert geantwortet. Der Lehrer beſchied ſich mit der Rede wie ein Mann, der mit ſich und dem Leben fertig geworden war und im Glauben an die Kirche alles überwunden hatte.

„Die Zeit wird kommen," antwortete Bach, „wird bald kommen, und ich will dankbar ſein für alles, was mir meine Tage noch beſcheren werden."

„Und hätten Sie nichts mehr zu tun? Nicht mitzuhelfen an dem, was uns Alten obliegt? Ich meine — — ja, wenn ich wüßte, wie ich das ſagen ſollte! Ich weiß wohl, was uns nottut, aber ein Studierter bin ich nicht. Na, ich meine, — Sie helfen mir wohl auf die Sprünge, wenn ich die rechten Worte nicht finde — ich meine: Es drängt ſich etwas in unſere Dörfer herein, was nicht hergehört. Etwas Neumodiſches. Das ſeh' ich darin, daß die Bauern zu viel probieren. Ich ſeh's auch darin, daß ſich unſere Leute putzen und zieren, wie die aus der Stadt, daß ſie vornehm tun in einer Weiſe, die nicht zu ihnen paßt.

„Früher, da iſt das nicht geweſen. Und da hat man dem Bauern den „Bauer“ auch angeſehen, will ſagen: wenn der Mann über ſeine Felder ging und trug dabei den gleichen Kittel wie der Tagelöhner, ſo fand man unter hundert Arbeitern den einen Bauer doch heraus. Er war's auch, der früh zuerſt auf dem Felde und des Abends zuletzt im Stalle war. Aber — deshalb komm' ich ja heute nicht.

„Ich dachte, ich wollte mit Ihnen reden, ob's nicht möglich wär', das Geſinde an den Abenden wieder zuſammenzuhalten. Ob man die Leute nicht die alten Lieder wieder lehren könne? Die klingen in mir ſeit mehr denn ſechzig Jahren. Und nun, da ſie vergeſſen werden, da iſt mir, als wär' etwas ſterben gegangen. All' die Bräuche, die wir gepflogen, wiſſen die Jungen nicht mehr. Wenn dafür neue gleichwertige oder gar beſſere eingeführt worden wären! Aber: nein! Wenn die Mägde zuſammenſitzen, kichern ſie, und wenn man ſie überraſcht, erlauſcht man unflätige Reden. Ich hatt' einen alten Lehrer, der ſagte: Ein Herz wär' wie ein Bilderſaal. Die Bilder, die darin aufgehängt wären, wären die Gedanken. Wir Kinder ſollten immer glauben, daß all' dieſe Bilder von allen Menſchen geſehen werden könnten, und daß wir darum keinem in unſerm Herzen Raum geben dürften, über dem wir uns ſchämen müßten, wenn's die Augen der Menſchen erſchauten.

„So ist das heut' nicht mehr.

„Wer am unflätigsten redet und am unkeuschesten denkt, der ist König. Die Lieder, die sie einst sangen, die waren rein wie Gold. Heute vergehen Tage, eh' von den Jungen einer seine Stimme zum Gesang erhebt."

„Und was meint Ihr, das ich dazu tun könnte?" fragte der alte Lehrer.

Er erwartete nicht, daß Hauswald antwortete. Er wußte, was der Alte dachte und fuhr darum fort: „Das läßt sich nicht künstlich am Leben erhalten, Bauer. Vor fünf Jahrzehnten gingen die Leute spinnen. Das mußten sie, weil selbstgesponnen Linnen der Mädchen bestes Heiratsgut war. Heut' kauft man sich das, und die Leute gehen deshalb nach der Arbeit des Tages müßig . . ."

„Da fangen die Laster an," warf der Bauer dazwischen.

„Ich seh' wohl auch, wie Ihr, daß es früher anders war. Ich seh' auch, daß die Leute damals weiter gekommen sind. Bin ich denn aber der Mann dazu, mich einer Zeit und ihren Strömungen entgegenzustellen? Recht habt Ihr ja, Bauer: es ist etwas da, was die Landbevölkerung krank macht — sonst würden wir nicht soviel davon reden."

Sie sprachen noch eine Weile, und der alte Lehrer lenkte das Gespräch auf seinen Sohn und seinen Neffen.

Hertwig Reif war schweigsamer als sonst, und als der Bauer eine Bemerkung fallen ließ, daß einer der jungen Leute einst in Hohendorf als Lehrer wirken könne, ging Reif aus der Stube.

Draußen vor der Haustür stand ein Mann. Der hatte sich bemüht, von der Böschung, die jenseits der Straße hinlief, in die erleuchteten Fenster des Schulhauses zu sehen. Er tat, als habe ihn sein Weg just am Schulhause vorübergeführt, grüßte und erfuhr, was er wissen wollte: der Bauer ist in der Schule zu Besuch.

Hertwig Reif war etliche Jahre jünger als Hermann Rasche. Sie kannten sich von der Schulbank her. Rasche, zu dessen Gute das Holz auf dem Gickelsberg gehörte, das nicht lange vorher gelichtet worden war, weil der Vater des jungen Bauern, der jetzt mit Reif redete, den Erlös dafür nötig hatte, tat eilig. Er schritt die Dorfstraße hinan.

Reif blieb sinnend in der Haustür stehen. Der Regen fiel sanft in das Laub der Weiden. Vom Dache rannen die Tropfen schwer durch das grüne Geranke des Wildweins. Die Giebel der Häuser standen schwarz gegen den lichtlosen Nachthimmel. Da und dort spann sich noch der Schein eines Lichtes durch die Fenster.

Die Tritte Rasches waren bald verklungen.

Als er in die Nähe des Hauswald'schen Gutes gekommen war, schien es ihm, als wären die Fenster

der Herrenſtube dunkel. Er blieb am Rande der Straße einen Augenblick ſtehen. Nichts regte ſich ringsum. Nur der Regen tropfte und der Bach rann leiſe murmelnd ſeine Bahn. Da überſprang Raſche den Graben zur Seite der Straße und ſchritt quer durch das hohe Gras.

Die Wieſe führte ſanft lehnan und lief bis dicht an den Zaun des Gärtleins, das ſich an der Südſeite an das Gutshaus anſchloß.

Er ging bis dicht an den Zaun — es war doch ein Licht hinter den Fenſtern! Aber dieſes Licht war nicht hell. Es war, als wär' ein ſchwarzer Schleier darübergeſponnen.

Raſche trat auf den unteren Querbalken des Stackets. Die Feuerlilien blühten in dichten Büſchen dahinter und aus dem Garten heraus leuchteten weiße Blumen. Auf dem Tiſche der Stube brannte ein kümmerlich Tranlämpchen.

Lina Weigert, die Witwe, ſaß auf ihrer Ofenbank, hatte die Arme vor der Bruſt gekreuzt und den Kopf mit einem ſchwarzen Tuche verhüllt, welches ihr Geſicht noch bleicher erſcheinen ließ.

Raſche guckte alle Winkel der Stube ab. Die Frau war allein. Da ſchlich er ſich um den Gartenzaun in den Hof und klopfte an das Fenſter. Lina ſchaute halb erſchreckt auf. Das Geſinde wußte den Hausſchlüſſel liegen; und der Alte klopfte anders, wenn er Einlaß begehrte.

Die junge Frau nahm das Tranlämpchen und trat an's Fenſter.

„Ich ging gerade vorbei," ſagte Raſche, „und ſah Dich ſo allein und verſonnen ſitzen. Wo ſind die Leute?"

„Es iſt heut' niemand daheim, und der Bauer iſt auf die Schule gegangen. Es iſt auch gut — da kommt er auf andere Gedanken."

„Ich hätt' noch auf ein halbes Stündchen Zeit," ſagte Raſche. „Ich hab' noch gar nicht mit Dir reden können, ſeit das geſchah — nur die zwei Worte am Grabe. Wir haben uns doch immer gut verſtanden. Wenn Du meinſt, reden wir ein biſſel."

Bald darauf klirrte das Schloß der Türe, und Raſche trat in die Stube.

„Laß nur," ſagte er, als die junge Frau eine andere Lampe anzünden wollte. „Laß nur, Du wirſt ſo wie ſo an's Zubettgehen denken."

„Ich kann nicht ſchlafen ſeitdem," entgegnete Lina halblaut. „Das leere Bett ſteht noch in der Kammer — wenn man doch wenigſtens ein Kind hätte! Aber ſo —"

„Das wird alles wieder beſſer," ſagte Raſche, nahm einen ledernen Beutel aus der Taſche, ſtopfte ſich die kurze Pfeife und glomm an.

„Lina", fuhr er nach einer Weile fort, während er den Rauch des Tabaks haſtig aus dem Munde

ſtieß, „mir geht's nicht beſſer, wie Dir. Seit der Alte unten krank liegt, iſt das eine halbe Wirtſchaft. Abbauen will er noch nicht, und nun denkt er, vom Krankenbett aus das ganze Getriebe am Bande halten zu können. Was ich tue, iſt ihm nicht recht; was er tut, das mag er wohl, aber es iſt doch nichts Ganzes."

„Hauswald iſt nicht einverſtanden mit Eurer Wirtſchaft," ſagte Lina, „es ginge bei Euch, wie bei den andern, ſagt er, Ihr backt nicht ſelber, Ihr habt zu viel Vieh, Ihr buttert nicht mehr — ſeit wann iſt es denn Brauch, fragt der Bauer, daß ſie auf einem Gute die Milch verkaufen und die Butter aus Holſtein beziehen? Wohin ſoll denn das führen? Und wenn Du Dich mehr um das Gut kümmerteſt, als jeden Sonntag in eins der Dörfer zu fahren, da ſtünd's auch beſſer. Bei Euch wär's wieder einmal, daß das Ei klüger ſei, als die Henne."

„Ich weiß, ich weiß," entgegnete Raſche. „Der Alte hat einen harten Schädel. Aber er kann doch nun einmal nicht mit dem Kopfe durch die Wand. So ſchlimm wie bei Euch da oben iſt's nun bei uns nicht, das heißt: ich muß ja den Vater noch wirtſchaften laſſen, wie er will, ſolange er nicht an den Auszug denkt. Bei uns gibt's wenigſtens keine offene Feindſchaft, wie bei Euch die zwei Jahre her. Aber viel Köche verderben den Brei.

„Manchmal denk' ich, wenn doch eine Aenderung einträte. Und — grad heraus: ich hab' einen Plan. Vorhin, wie ich hinterm Ofen saß, ist er mir so durch den Kopf gegangen. Wenn ich mich von dem Alten abfinden ließ und in ein anderes Gut heiratete, und wenn meine Schwester sich einen nehme, der zu wirtschaften versteht, so wär' das das beste."

„Ich weiß nicht," sagte Lina, „ob das richtig ist. Man sagt, wenn sich die Güter vererben, so ist's besser. Glaub' ich auch. Du bist als der Sohn besser daheim im eigenen Hause, als ein Fremder. Du bist mit dem Deinen verwachsen, und Dein Herz hängt daran."

„Geh mir damit!" entgegnete Rasche scharf. „Das ist auch so ein Märchen, das Du von dem Alten hast."

„Früher ist's immer so gewesen," sprach die junge Frau.

„Früher", antwortete Rasche, „früher! Da waren andere Zeiten, und des Bauern Schweiß wurde mit Gold bezahlt."

„Das hat Hauswald nicht Wort. Wie man's treibt, so geht's, sagt er. Früher war die Arbeit schwerer, und es ist verhältnismäßig auch nicht besser bezahlt worden, was der Bauer geerntet."

„Na," wehrte Rasche ab, „ich sehe, darüber werden wir heute nicht miteinander fertig. Ich komm' auch nicht deswegen. Ich dachte nur, Weigert ist doch

tot und wollte wiſſen, wie Du Dir das nun gedacht haſt mit dem Gute?"

„Wie meinſt Du denn?"

„Nun, der Bauer wirtſchaftet doch auch nicht mehr ewig und ich denke, es muß einer her —"

„Warum hältſt Du denn da wieder inne?"

„Na, Du mußt Dich doch nach einem umſehen. Oder willſt Du das Gut verkaufen?" fuhr Raſche fort.

„Daran könnt' ich, ſolange mein Pflegevater lebt, gar nicht denken, wenn ich gleich wollte. Aber ich will auch nicht."

„So muß ein junger Bauer her."

„Das wird kommen müſſen. Bis dahin iſt aber noch viel Zeit."

Raſche blickte eine Zeitlang ſchweigſam in die ſchwelende Flamme des Lämpleins. Er bemerkte, wie ſich die junge Frau mit dem blauen Sacktuch die Tränen aus den Augen wiſchte.

„An Freiern wird Dir's nicht fehlen, Lina. Ich glaube, dem Alten wär's auch recht, wenn kein Fremder käme."

„Ich denke: jetzt, wo die Kränze auf dem Grabe des Toten noch nicht welk geworden ſind, iſt's nicht an der Zeit, von einer neuen Heirat zu reden," ſagte Lina wehmütig.

Raſche entgegnete: „So ſeid Ihr Frauen! Was ſein muß, muß aber ſein."

„Das muß aber nicht ſein, was Du willſt! Da iſt der Alte ja da, und es iſt beſſer, der hat keinen neben ſich, ſolang er noch wohlauf iſt.“

„Aha,“ machte Raſche, „ich merk's ſchon, der Alte ſoll ſuchen gehen! Und nicht genug, daß er der armen Lina ſein vieles Geld vermacht, er wird ihr auch den Mann verſchaffen. Das kann ein Trottel werden! Einer, der hinter dem Mond daheim iſt! Wenn Du Dich von dem Alten ſo in's Bockshorn jagen läßt, ſo kann Dir's ja einmal noch recht ſchlimm ergehen.“

„Tu' mir den Gefallen und red' nicht mehr davon,“ ſagte Lina gereizt. „Ich hab' gelitten genug die zwei Jahre her und denke nicht daran, mich ſo ſchnell als möglich wieder zwiſchen zwei Stühle zu ſetzen.“

Raſche erfaßte die Hand der jungen Bäuerin. „Lina,“ ſagte er, „ich wollte, es wäre noch eine Zeit hin, daß man mit dir ein vernünftig Wort reden könnte. Aber weil ich nun einmal da bin, ſollſt du's doch wiſſen: ich hätte, wär' ich nur nicht ſo jung geweſen, dich vor zwei Jahren nicht von dem Weigert heiraten laſſen! Heute werd' ich dreiundzwanzig, und wenn dein Trauerjahr herum iſt, könnte ich wohl ans Hochzeitmachen denken. Das ſollſt du dir überlegen.“

Er drückte der bleichen Frau die Hand feſter. Die entwand ſie ihm. Die Uhr im Kaſten ſchnurrte und ſchlug elf.

Raſche zündete ſich die Pfeife noch einmal an und ſchritt hinaus in die Nacht. Auf der Straße begegnete er dem heimkehrenden Bauer, den er am Schritt erkannte. Die beiden gingen aneinander vorüber, Raſche in der Meinung, daß ihn der alte Mann nicht erkannt habe. Er hörte, wie der hinter ihm ſtehen blieb und ihm nachſchaute.

Sechstes Kapitel.

Der Sonntag nach Pfingsten weckte die Vögel im Laubwerk. Die strichen sich mit den Schnäbeln Latz und Flügel zurecht und stimmten leise die Morgenweisen. Die Tauben in den Schlägen gurrten, und die Tauber traten vor die Fluglöcher und trommelten. Der Tag kam golden über den Berg, und über Nacht hatte sich all das Gewölk verflogen, aus dem gestern der sanfte Regen fiel.

Da schob sich hinter dem Wildwein der Schule das Fenster auf, und Hertwig Reif schaute in die dampfenden Nebel, die in weißen Streifen über den Wiesen brauten, schaute über die Säume der Hügel, die in glühendem Gold standen. Aus den Gutshöfen klangen die Rufe der Morgenhähne.

Es war der letzte Ferientag. Eilig tat Reif die Kleider an. Gilbert lag noch in tiefem Schlummer. Da schrieb Hertwig auf eine Seite seines Taschenbuches, daß er einen Frühgang nach dem Gickelsberg unternommen habe — „vielleicht auf lange zum letzten Mal" hatte er hinzugesetzt. Wehmut kam über ihn, als er die Worte schrieb. Auf den Zehen stahl er sich aus der Kammer, schlich er die Treppe hinab und schritt hinaus in die morgenfeuchte Welt.

Die Leute ſchliefen in den Sonntag hinein: der Regen des Vorabends hatte ſie mit dem Gedanken entſchlummern laſſen, daß ſie an dieſem Sonntag früh, der doch grau ſein werde, nirgend nötig ſeien. Die Glocken des Kirchdorfs hatten noch nicht lange vier Uhr gerufen.

Manchmal ſchritt Hertwig Reif mitten durch die dichten weißen Nebel — niemand hätte ihn vom Dorf aus wandern ſehen. Aber die Nebel blieben hinter ihm im Tale und er ſtieg hinein in die lichte Lohe der Frühſonne.

Die Nacht war lang geweſen, und er hatte doch nicht länger als fünf Stunden auf dem Lager gelegen. Es war noch etwas, das er ſich vom Herzen reden mußte. Darum hatte er während der Nacht auch den Schlag der Stunden immer vernommen. Die ſtille Freude, die er an den alten Leuten geſehen, das Wohlgefallen, das die an dem Beſuche Hertwigs und Gilberts empfunden, hatte ihm den Mund immer von neuem geſchloſſen. Aber dieſen letzten Ferientag konnte Reif nicht vorbeigehen laſſen, ohne den alten Lehrer mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß ſein Sinnen und Trachten über die engen Schranken des gewählten Berufs hinausgehe. Er war kaum gefragt worden, ob er Luſt, ob Fähigkeit zum Lehrerberufe in ſich trage. Dieſe Erwägung erleichterte ihm das Herz. Es iſt ſo Brauch, dachte Reif und lächelte, und der gute alte Oheim hatte der alten

Gepflogenheit nicht widerſtehen mögen: wer in der Dorfſchule einen einigermaßen klugen Kopf zeigt, der iſt „zu etwas beſſerem“ geboren, als zu dem bäuerlichen Berufe, und wenn er ſelbſt der Sohn eines Bauern wäre. Und dieſes „etwas Beſſere“ iſt: der Junge muß Lehrer werden. Wenn das nun wohl bei Gilbert Bach nahe gelegen, ſo war der Brauch ohne weiteres auch auf Hertwig angewandt worden, galt er ja doch kaum als Pflegling der greiſen Lehrersleute; er hatte Kindesrechte.

Als Hertwig die regenfeuchten Raine entlangſchritt, über die die Sonne mit goldener Hand Funken und Perlen geſtreut hatte, ward ihm das Herz immer leichter. Er vergaß, daß ſein Vorhaben die ſeeliſche Verfaſſung des alten Oheims auf lange Zeit hinaus aus dem Gleichgewicht bringen werde. Er ſtieg durch die glitzernde Heide des Berghangs. Auf einen Baumſtumpf, um den die Zeit graue Flechten geſponnen, ließ er ſich nieder. Der Morgenwind wehte ihm die braunen Locken um die Schläfen. Es war, als klänge die goldene Luft. Und drunten in den Tälern krochen die Nebel in die Gräben und ſchlugen ſich nieder. Nur da und dort entrann ein Räuchlein der Zauberhand der Sonne, nur da und dort ſchwebte ein federleichter Ballen empor ins Licht.

Nun lagen die Täler blank.

Da kamen zweie, von der Dorfstraße auf den Feldweg einbiegend, in rüstigem Schritte herauf. Hertwig Reif erkannte Gilbert und den Lehrer. Ehe sie ihn erspäht hatten, erhob er sich von seinem Sitze und jubelte ihnen in hallendem Rufe seine Freude entgegen. Noch stand die Heide des Gickelsberges in blitzendem Morgenschmuck, als die beiden Hertwig die Hand schüttelten.

„Ich wollte noch einmal in der Stille des Berges sein," sagte Reif, „und ich habe mich leise genug von dannen stehlen müssen, um euch den Schlaf nicht zu rauben. Aber mein Herz drängte mich — vielleicht hätt' ich diesen Gang in die Einsamkeit unterlassen, wenn ich gestern abend mit euch allein gewesen wäre. Nun hab' ich's noch einmal erwogen, und ich brauche nicht zu fürchten, daß ich mir je selbst untreu werden könnte."

Der Lehrer sah Hertwig mit staunenden Augen an. Gilbert Bach schaute unsicher über die blitzenden Gräser zu seinen Füßen. Wenn er geahnt hätte, dachte er, daß dieser letzte Ferienmorgen diese Aussprache herbeiführe, wär' er allein zu Berg gestiegen.

„Ich habe mir da einen mit heraufgenommen," fuhr Reif fort, „der mich so oft in diese goldene Bergeinsamkeit geleitet hat. Aber ich bin über all der schillernden Pracht noch nicht dazu gekommen, mich heute früh mit ihm zu bereden."

Bei dieſen Worten ſchlug er an die Taſche ſeines Rocks.

„Ein Band von Stifter iſt's, von ſeinen „Studien", mit dem ich ſo oft durch die Sommerheide gewandert bin. Mit Stifters „Heideknaben" hab ich in dieſer Ferienzeit meine Kindheit noch einmal geträumt. Ich habe gedacht: die Verſonnenheit jenes Heidejungen hat ſich doch am Ende mein Herz geſtaltet. Und nun weiß ich, daß auch aus dieſer verträumten Welt, aus dieſen Sonnenpfaden der Bergſtille ein Pfad hinaus ins Leben führt. Auch ich werde den Pfad zu finden wiſſen, wie jener. Er iſt ein Weg in Feiertag und Licht. Aber ich muß ihn gehen. Er führt mich nicht durch die Dorfſchule, — wie er mich führt und wohin, das weiß ich heut' nicht. Aber gehen will ich ihn, ſobald die Abgangsprüfung hinter mir liegt. Das heißt, dann geh' ich ihn Euern Augen ſichtbar. Gewandelt bin ich auf dieſem Pfade ſchon faſt drei Jahre hindurch, ja, ſagt: zwölf. Vor zwölf Jahren etwa hat ſich dieſer Traum meines Lebens angeſponnen, und ich habe Mühe gehabt, ihm nicht ſo nachzuhängen, daß ich Euch, lieber Oheim, damit Leid ſchuf. Ich habe meine Schülerpflichten nicht verſäumt; aber ich bin darin gegangen, wie in einem Joch. Ich will Schriftſteller werden — wie ich das mache, iſt mir vielleicht nicht ganz klar. Aber Ihr wißt: wo ein Wille iſt, da iſt auch ein Weg."

Der alte Mann ſchritt ſchweigſam neben Hertwig, der mit der Begeiſterung der Jugend geſprochen, ſeinen Pfad.

„Ich bin vielleicht nicht ſchuldlos an deinem Vorhaben, wenn es töricht iſt," ſagte der alte Mann nach einer Weile. Aber ſeine Stimme zitterte nicht; und doch waren ſeine Lippen bleicher, denn ſonſt; und ſein Blick verriet, daß über ſeine Seele ein Schrecken gekommen, den er nur mühſam verbergen konnte.

„Ich bin vielleicht dran ſchuld, wenn das Glück eines reichen Lebens vernichtet wird".

Lehrer Bach redete laut mit ſich ſelbſt. Es war, als habe er ſeine Begleiter vergeſſen. Er erhob den Blick und ſchaute über die Heide, aus der er an jenem erſten Ferientage zwei Geſtalten auftauchen zu ſehen hoffte.

Aber ſein Blick durchmaß heut' einen viel weiteren Raum. Er ſchaute rückwärts und ſchaute vorwärts. Hertwig ſtörte des Alten Sinnen nicht. Er warf einen Blick auf Gilbert. Der zeichnete mit ſeinem Stocke Figuren in den Sand und ſchwieg.

„Ich weiß nicht recht, was ich mir dabei denken ſoll," fuhr Bach fort. „Aber du ſagteſt ja ſelbſt, daß du noch kein klares Bild deiner Zukunft beſäßeſt. Mir hat es mein Lebtag zu fern gelegen, mich mit einem ſelbſtgewählten Beruf, wie dem des Schriftſtellers, zu beſchäftigen. Ich kann nur ſagen, daß

er für mich zu wenig Greifbares hat, als daß ich dir dazu zu raten vermöchte. Aber — du wirst im Laufe des Herbstes volljährig und bekommst den Rest deines kleinen Vermögens ausgezahlt. Hoffentlich hast du einen sichern Erwerb, ehe das Geld aufgezehrt ist. Du bist dein eigener Herr, und wenn ich als Lehrer, Vater und Freund zu dir reden soll, muß ich zwar sagen: bleib auf der eingeschlagenen Bahn. Aber — es ist auch eine Stimme in mir, welche mich mahnt, dir die Freude an deiner Begabung und einem selbstgewählten Beruf nicht zu verleiden. Vielleicht wäre es recht, wenn ich dich mit aller Dringlichkeit veranlaßte, von deinem Plane abzustehen. Ich befinde mich an einer Wegscheide, an der es mir schwer wird, zu wählen. Und ich sehe, daß mir kaum etwas anderes übrig bleibt, als zu warten, zu warten und zu wünschen: sei glücklich, mein Sohn."

Der alte Lehrer reichte Hertwig die Hand. Dessen Augen waren blank und freudig wie der junge Tag. Er hatte vor dieser Stunde leise gezittert. Nun war sie vorübergegangen, und sie war leichter gewesen, als er zu hoffen gewagt hatte. Fast heiter umschritten die drei den Gipfel des Bergs und stiegen an der Sonnenseite hernieder ins Dorf.

Die Bauern standen in den Türen ihrer Häuser, waren auf den Höfen und grüßten die aus der Schule, die vom Morgengange heimkehrten. —

An der Türe des Schulhauſes blieben ſie ſtehen. Müde von dem Morgengange fühlte der alte Lehrer das Bedürfnis, zu ruhen; in der Laube des Gärtchens war der Tiſch gedeckt. Unter wärmender Hülle wartete der Morgenkaffee auf Hertwig. Die Mutter Gilberts kam durch das Gärtlein und rief den Neffen.

Während ſich der Lehrer ſchweigſam in das Haus begab, hielten Gilbert und Hertwig in der Laube Einkehr. Die Mutter wurde durch häusliche Geſchäfte in Anſpruch genommen, und wie Reif beim Kaffee ſaß, ſchaute er Gilbert durchdringend an.

„Nun, mein Schweiger," ſagte er, „wie ſtehts um deine Zukunftspläne? Ich glaube, du darfſt nach dem eben Erlebten getroſt den heimlichen Wunſch, Muſik zu ſtudieren, weiter nähren."

„Nein, Hertwig," antwortete Gilbert und ſeine Stimme war von Wehmut verſchleiert, „mir gegenüber würde ſich mein Vater doch anders verhalten. Auch ſagte ich dir ja ſchon: die Mittel für ein zweites Studium wären für mich gar nicht aufzubringen. Oder glaubſt du, daß ein Jahresgehalt von 1200 Mk. und die geringen Alterszulagen hinreichend ſeien, eine Familie zu erhalten und allerhand Extravaganzen zu geſtatten? Wenn ich eine weitere Ausbildung im Violinſpiel erzwingen wollte, müßte das geſchehen auf die Gefahr hin, daß ich lange Zeit ſchweres Leid über dies friedliche Haus brächte, und es könnte

nur geſchehen, wenn ich mir die Mittel dazu erſpart hätte. Erſpart, Hertwig! Hahaha!"

Es war ein bitteres Lachen.

„Das iſt unmöglich. Oder du müßteſt einen reichen Gönner finden."

„Träumer," ſagte Gilbert Bach bitter wie zuvor. „Meine Eltern erwarten, daß ich einen Teil meines einſtigen Hilfslehrergehalts zu den Zinſen für Hauswald in ihre Kaſſe fließen laſſe. Wie ich das machen ſoll, von 800 Mk. etwas zu erübrigen, namentlich, da ich auch den Kandidatenanzug beim Schneider abbezahlen muß, das wüßt' ich nicht."

Hertwig zuckte die Achſeln. „Ich allerdings auch nicht," ſagte er wehmütig.

Droben ſchob ſich das Fenſter auf. Die Mutter rief. Sie hatte die nötigen Wäſcheſtücke zurecht gelegt und was ſonſt noch ihrer Sorge oblag: nach Mittag wollten ja die beiden wandern; den Weg wollten ſie wieder zurückſchreiten, den ſie gekommen.

Da der Abſchied ſo nahe gerückt war, und da der Morgen eine ſo entſcheidende Ausſprache herbeigeführt hatte, wurde wenig geſprochen.

Der Mittag brachte das ſtille Scheiden.

Vater und Mutter geleiteten die Wandernden ein Stück Wegs, bis dorthin, wo der Pfad in den Wald einbiegt. Dann kehrten ſie wortlos in das Schulhaus zurück.

Wieder lag der Weg durch die ſonnige Heide vor Gilbert und Hertwig, und als der Abend kam, hatten ſie den Wandergang durch die blühende Ebene zurückgelegt und Einkehr in der Provinzſtadt gehalten, in welcher das Seminar ſich befand.

Wochen der Arbeit kamen und gingen. Gilbert, der allein in die Sommerferien nach Hohendorf zurückkehrte, brachte die Nachricht, daß die Hälfte der Prima bereits am Ende des Semeſters entlaſſen werde, um im Schuldienſte vertretungsweiſe Verwendung zu finden. Der Lehrermangel hatte dieſe Maßnahme gefordert.

Hertwig Reif verbrachte dieſe letzten Ferien bei anderen Verwandten. Auch er gehörte zu jenen, die im Herbſt ein Lehrvikariat zu übernehmen hatten.

Gilbert Bach fand ſeinen Vater kränklich. Der Alte ſchüttelte den Kopf und die Falten um den Mund wurden tiefer, als er ſprach:

„Ich glaube, jener Morgen, an dem Hertwig mir ſein Herz erſchloß, iſt für mich ſchwerer zu verwinden, als ich gehofft hatte. Es iſt nicht unmöglich, daß ich — zum erſten Male während der langen Reihe von Jahren, die ich im Amte bin, — um einen Urlaub nachſuchen muß.“

Des Alten Augen wurden feucht bei dieſen Worten.

Des anderen Tages nahm die Mutter Gilbert beiſeite und ſagte:

„Vater gefällt mir nicht mehr. Er ist sehr leidend, und ich habe gedacht, ob er in seinem Gesuche um einen Erholungsurlaub nicht den Wunsch aussprechen solle, daß du als sein Vertreter bestellt würdest."

Die Sommerferien der Schule zu Hohendorf erstreckten sich nur über zwei Wochen und richteten sich nach der Ernte. Bis zum Beginn waren noch vierzehn Tage. Drunten in der Ebene hatte der Roggenschnitt schon angefangen.

Der Arzt, mit dem Gilbert über den Zustand seines Vaters Rücksprache nahm, hielt eine Erholung während des Sommers für dringend nötig. Da entschloß sich der alte Lehrer, nachdem auch Bauer Hauswald als der Vorsitzende des Schulvorstandes ihm zugeredet hatte, das Gesuch an das Ministerium einzureichen. Der Arzt forderte drei Monate Ruhe. Das war so lange, als Gilbert noch auf dem Seminar zu verbleiben hatte.

Kaum war eine Woche vergangen, traf die Genehmigung von Seiten des Ministeriums ein. Der greise Schulinspektor erschien mit dem Pastor und den Mitgliedern des Schulvorstands und überreichte dem alten Lehrer das Verdienstkreuz —, immer noch die einzige Auszeichnung, die man für einen Mann hat, der unter der Bürde eines schweren Berufs ein Leben dahin gelebt, dachte Hauswald. Zugleich eröffnete der Schulinspektor dem Lehrer, daß das Ministe-

rium GilbertBach als Vertreter beſtimmt habe. Er knüpfte für den Sohn den Wunſch daran, daß er in die Fußtapfen ſeines würdigen Vaters treten möge. —

So geſchah es, daß Gilbert Bach plötzlich in Amt und Würden war.

Aus Gemeindemitteln wurde ein Zuſchuß zu einer Unterſtützung in Höhe von 300 Mk. bewilligt, die das Miniſterium dem erkrankten Lehrer angewieſen hatte. Er ſollte einen Kuraufenthalt in Karlsbad nehmen.

Auch der verging. Die Zeit des Urlaubs verſtrich. Sie hatte die erwünſchte Geneſung nicht gebracht.

In Anſehung der Verdienſte um die Gemeinde und der tadelloſen Verwaltung der Schulſtelle durch Gilbert Bach, wurde der Urlaub auf ein Jahr verlängert.

Der Winter kam. Es wurde Frühling. Gilbert Bach kehrte auf kurze Zeit in das Seminar zurück, um ſeine Abgangsprüfung zu machen.

Bei dieſer Gelegenheit traf er mit Hertwig Reif zuſammen. Der ſchaute Gilbert mit heimlicher Beſorgnis an und wartete vergeblich auf einen Ausdruck ſeines Wunſches, ſich muſikaliſchen Studien widmen zu können.

„Nun hab' ich doch ein halbes Jahr im Schuldienſt geſtanden! Droben in Walddorf bin ich fleißig geweſen — aber auf die Dauer hätt' ich's nicht

ausgehalten. Dieſer Gefahr bin ich auch aus dem Wege gegangen," ſagte Hertwig Reif.

„Was ſoll denn das heißen?" fragte Gilbert aufhorchend.

„Ich habe mich einfach vom Miniſterium zur Fortſetzung meiner Studien auf zwei Jahre beurlauben laſſen. Die Genehmigung erfolgt zweifellos."

„Und dann?" fragte Gilbert.

„Nun, dann hoff' ich im Jornaliſtenberuf Fuß gefaßt zu haben, und ich denke vorerſt garnicht daran, jemals wieder in den Schuldienſt einzutreten."

„Das iſt übereilt! Das iſt töricht! Und deine zweite Prüfung?"

„Ach," entgegnete Hertwig Reif, „der bedarf's nicht. Mit der wiſſenſchaftlichen Prüfung iſt für mich die Angelegenheit erledigt. Die Wahlfähigkeitsprüfung bezieht ſich auf die Praxis und hat als ſolche nur für den Lehrer Wert. Mein Eintritt in einen anderen Beruf als in den, zu dem mich der Fachunterricht geführt hat, kann nun der Mißdeutung nicht mehr unterliegen, als ob ich auf anderem Gebiete geſcheitert ſei."

„Dein Mut iſt toll, Junge!" fiel ihm Gilbert ins Wort. Und was nun? Wohin willſt du gehen?"

„Wie du weißt, bin ich im Beſitze von 1800 Mk."

„ . . . Deinem ‚Betriebskapital'," ſagte Gilbert, und ſein Geſicht erheiterte ſich.

„Meinetwegen," antwortete Reif lachend. „Jedenfalls ist es genug, mich einstweilen vor dem Hunger zu schützen."

„Und dann?"

„Nicht: ‚und dann' .... Ich trete sobald als möglich als Redaktionsvolontär bei irgend einer Zeitung ein und hoffe Anstellung zu erhalten, ehe mein kleines Vermögen zur Neige gegangen," antwortete Reif frohen Muts.

Gilbert ward immer bedenklicher.

„Ja," sagte er, „hältst du denn die Tagesjournalistik für fördernd im Hinblick auf dein künstlerisches Ziel?"

„Das wohl nicht," entgegnete Reif. „Aber: offen gesagt, ich glaube das bei jedem Mangel an Erfahrung im Augenblicke nicht beurteilen zu können. Junge, siehst du denn das nicht ein: es ist doch mal ein Weg! Es handelt sich für mich doch zunächst nur darum, einen Begriff von der Technik des Zeitungswesens zu erhalten, und ich bin der Überzeugung, daß der Weg durch eine Redaktion jedenfalls eher zum Ziele führt, als der durch die Stube einer Dorfschule. Schließlich: ich komme doch auch nicht mit der Tertianerbildung eines entgleisten Gymnasiasten hinaus, der im Journalismus landet, weil er frühzeitig wrack geworden."

Gilbert schwieg.

Die Freundschaft, welche die jungen Männer so lange verband, ließ ihn warme Wünsche für die Zukunft Hertwigs hegen. Während der sich anschickte, Bücher von einem Wandbrett zu nehmen, sagte er:

„Ich kann deine Freude und deinen guten Mut für die Zukunft nicht teilen, Hertwig. Vielleicht bangt mir, weil du meiner Ansicht nach zu tollkühn die Brücken hinter dir abbrichst; denn es würde dir sehr schwer werden, ins zweite Examen zu gehen."

Die Zaghaftigkeit Gilberts, der Ton seiner Rede blieben nicht ohne Einfluß auf Reifs Stimmung. Er antwortete gereizt:

„Ich will dir etwas sagen, Gilbert: deine Sorge um mich ist's nicht, die dich so reden läßt. Ich glaube, du würdest meinen frohen Mut verstehen und billigen können, wenn du nicht schon ein Opfer der Schule geworden wärst, will heißen — bitte, laß mich ausreden! — wenn dir nicht durch hunderterlei Rücksichten und durch das Joch, in dem du sechs Jahre lang gegangen bist, deine Individualität verkümmert wäre. Du hast, auch wenn du nicht die Nr. 1 in Musik erhalten hättest, eine musikalische Befähigung, die den Durchschnitt bei weitem überragt. Deine Technik hab' ich geachtet, deine musikalische Intelligenz aber hab' ich heimlich und freudig bewundert. Wem die Muse ein derartig Geschenk in die Wiege gelegt, der soll sich ihr dankbar erweisen, und du wirst sehen, daß Meister Stifter

Recht behält, wenn er ſagt: „Bei wem eine Muſe eingekehrt iſt, lächelnden Antlitzes, ſchöner als alles Irdiſche, der kann nichts anderes tun, als ihr in Demut dienen" — vorausgeſetzt natürlich, daß ſie nicht durch äußeren Zwang verkümmert. Und offen geſagt, Gilbert: den Anfang dieſer Verkümmerung — geh' hin und dank ihn deiner Schulzucht, die ihn mit ihrem Formalismus vernichtet!"

„Wir ſcheinen uns nicht mehr zu verſtehen, Hertwig. Ich glaube, unſere Wege entfernen ſich fortan nicht nur äußerlich von einander," antwortete Gilbert verletzt, mit der Ordnung ſeiner Bücher beſchäftigt.

„Das ſollte mir leid ſein. Aber ich hoffe, die Müdigkeit deiner Seele, die nach anſtrengenden Wochen in der Praxis, verbunden mit der Vorbereitung für das Examen und unter dem Einfluſſe der Krankheit daheim, kein Wunder iſt, macht dich zu beſonnen. Wann gedenkſt du abzureiſen?" —

„Heute".

„Und wie willſt du's mit der Muſik halten?" —

Gilbert antwortete: „Ich will alle meine Mußeſtunden mit ihrem Studium ausfüllen, will mich theoretiſch und praktiſch eifrig fortbilden und ſehen, wie weit ich ohne Lehrer komme. Daß es mein heimliches Sehnen iſt, mich ihr ganz widmen zu können, das verſichere ich dir. Aber auf einem Wege zum Ziele zu gelangen, wie er dir vorſchwebt, das

halt' ich für gefährlich, und dazu fehlt mir auch der Mut."

In der Dämmerung des hereinbrechenden Abends schüttelten sich die Freunde die Hände zum Abschiede. Sie hatten sich auf mancher frohen Wanderung das Wiedersehen unter dem Tore, unter dem der Weg ins Leben beginnt, anders gedacht. —

Frühlingswinde stoben um das Dorf, als Gilbert Bach gegen Mitternacht in seinem Heimatorte eintraf. Das Herz schlug ihm froh. Er hatte die Zeugnisse in der Tasche. Überall waren die Lichter in den Häusern schon ausgetan. Die Wolken jagten tief, der Wind sang in den dürren Ästen der Bäume. Nur im Schulhaus waren die Fenster noch hell. Dort erwartete man ihn, — erwartete ein hoffnungfreudiges Elternpaar den einzigen Sohn am Tage, da er seine Prüfung bestanden!

Gilbert klopfte laut an die grüne Haustüre. Droben schob sich das Fenster auf. „Ich bin's, Mutter!" rief Gilbert fröhlich hinan. Die alte Frau machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung und legte den Zeigefinger auf die Lippen.

Mit einem brennenden Licht in der Hand eilte sie, so schnell sie konnte, die Treppe herunter und öffnete. Gilbert legte ihr den Arm um den Hals und küßte die Mutter. Die schaute ihn an, aber das Licht der Freude in ihren Augen wollte nicht

hell werden. Es war ein Schleier darüber, der den Glanz verdüsterte.

„Was ist dir?“ fragte Gilbert erschreckt.

„Vater liegt seit Nachmittag recht krank. Ich habe nach dem Arzt geschickt. Er konnte noch nicht kommen, weil er auf ein anderes Dorf gerufen wurde; aber ich erwarte ihn noch in der Nacht.“

Da ward die Freude des Tages gedämpft; sie ward halblaut, ward kaum vernehmbar — wie die Stimmen des Sohnes und der Mutter.

Die beiden stiegen die Treppe empor. Die Frau stellte den Leuchter auf den Tisch der Wohnstube, in die sie den alten Lehrer gebettet hatten. Leise war Gilbert eingetreten. Der alte Mann lag mit geschlossenen Lidern und war bleich, und sein Gesicht verfiel.

Da erkannte Gilbert, daß der Tod auf diese Stirn und um diesen Mund seine Zeichen gezogen. Er setzte sich an den Tisch und bedeckte sein Antlitz mit den Händen.

Eine halbe Stunde saß er so der Mutter gegenüber. Sie lauschten auf die Atemzüge des Kranken. Die Uhr schlug. Sie schlug zwölf.

„Welche Zeit ist es?“ fragte der Lehrer müde. Er schlug die Augen auf und erblickte Gilbert.

„Du bist gekommen mein Sohn,“ sagte er.

Gilbert trat an das Lager und reichte dem Kranken die Hand. Der vergaß zu fragen, wie der Heim-

gekehrte die Prüfung bestanden — er hatte vergessen, daß er deswegen zwei Wochen von Hause fern gewesen war.

„Welche Zeit ist es?" sagte er noch einmal.

„Es ist Mitternacht," antwortete Gilbert.

„Dann ist der Tag zu Ende, und es ist Zeit schlafen gehen."

Die Lippen des alten Mannes schlossen sich. Das Herz war ihm gebrochen.

Der Sohn drückte ihm die müden Augen zu.

Siebentes Kapitel.

Als man die Fenster geöffnet — wie das auf dem Lande allenthalben Brauch, sie sagen: die Seele des Verstorbenen müsse einen Ausgang haben — ward auf der Dorfstraße das Rasseln eines Wagens und hastiger Hufschlag vernehmbar. Das flotte Gefährt verriet die Ankunft des Arztes.

Gilbert erwartete den Wagen an der Tür des Hauses. Er hatte eine Windlaterne angesteckt.

„Wie steht's?" fragte der Arzt.

„Er ist tot." —

Der Doktor sagte, daß er dringend anderweitig gebraucht worden sei. Er habe übrigens die Herzschwäche des Lehrers in beängstigender Zunahme gefunden, als er das letzte Mal in Hohendorf vorgesprochen habe, und das Ableben befürchtet.

Der Arzt hatte nichts weiter zu tun, als den Tod zu bescheinigen. Dann fuhr er wieder hinein in die Nacht. Das Rasseln der Räder verhallte.

Während Mutter und Sohn im anstoßenden Gemach schweigsam einander gegenübersaßen und die alte Frau siedendes Wasser zu wärmendem Tee in dem ungeheizten Raume über die braunen Blätter goß,

erſchollen Schläge an der Haustüre. Gilbert ſah nach dem ſpäten Beſuch. Der Bauer Hauswald war's.

„Ich hörte den Doktor die Straße herabfahren," ſagte er, „wie ſteht's um dem Vater?"

„Er iſt geſtorben," antwortete Gilbert dumpf.

„Iſt — geſtorben —"

Der Bauer hielt die Klinke der Tür feſt in der Hand, als ſuche er eine Stütze.

„Das iſt ein hartes Wort," ſagte er. Dann ſtieg er die Treppe empor und trat in das Sterbezimmer. Er trat an das Lager; er nahm das Linnen von dem Antlitz des Toten und drückte ihm die Hand.

„Das iſt noch zu früh geweſen, mein lieber Lehrer, viel zu früh! Wir hatten noch alle beide zu tun."

Dann deckte er das ſtarre Geſicht wieder zu, über das der Schein der Windlaterne unſtäte Schatten geworfen, und ſetzte die Mütze auf.

„Wieder eins, davon ich nicht weiß, warum's ſo kam und wozu's gut war."

Er ging mit Gilbert in die kalte Kammer. Die Witwe des Lehrers kniete vor dem Ofen und hielt einen flammenden Span in der Hand. Die Tränen liefen ihr über die faltigen Wangen. Als ſie den Span in den Ofen gelegt und das Feuer zu flackern begann, reichte ihr Hauswald ſchweigſam die Hand. Dann ſaßen ſie um den Tiſch und tran-

ken Tee. Gilbert hatte noch immer den ſchwarzen Kandidatenrock an.

„Und nun?“ fragte Hauswald. „Ich muß der Bezirksſchulinſpektion die Meldung von dem Ableben des Lehrers machen. Und nun?“

Es antwortete niemand. Die beiden merkten, daß der Bauer laut mit ſich ſelber redete. Er ſetzte im Tone von vorhin ſein Geſpräch fort. Dabei hatte er die Arme bis zu den Ellenbogen auf den Tiſch gelegt und die Hände um die Taſſe gefaltet.

„Wir müſſen die Stelle ausſchreiben. Aber — hm, ich weiß nicht: wie ſagt denn das Schulgeſetz?“

„Ich ſelbſt,“ ſagte Gilbert, „kann dies Amt nur vertretungsweiſe bis zur Neubeſetzung verwalten. Ich habe die Wahlfähigkeitsprüfung noch nicht beſtanden.“

„Und wenn ſich keiner bewirbt?“ fragte Hauswald.

Er erinnerte ſich, daß auf den kleinen Schulſtellen der Nachbardörfer zeitweilig die Ausſchreibungen erfolglos geblieben waren.

„Hm,“ machte er nach einer Weile. „Es liegt der Gemeinde gerade an Ihnen,“ ſagte er zu Gilbert. „Wenn einer ſich auf dieſe Stelle meldet, ſo wird das mit dem einen Haken haben. Sie ſind hier eingewöhnt, Ihnen liegt, wie das bei Ihrem Vater war, nicht viel 'daran, im Kreiſe von andern Lehrern die Abende zu verbringen — und es muß der Be-

hörde auch willkommen sein, wenn ein einträchtig Zusammenwirken zwischen Gemeinde und Lehrer besteht. Dazu kommt der Lehrermangel, der uns, wie gesagt, der Gefahr aussetzt, die Stelle erfolglos auszuschreiben. Ich werde morgen Sitzung halten und beschließen lassen, daß der Schulvorstand die Behörde ersuche, den Hilfslehrer Bach aus den und den Gründen vertretungsweise in Hohendorf zu belassen, bis seine ständige Anstellung erfolgen könne. — Wie denken Sie darüber?"

„Die Genehmigung bleibt abzuwarten. Da aber zahlreiche Stellen durch Hilfslehrer besetzt sind, die einen ständigen Lehrer erfordern, so wäre im Hinblick auf die Verhältnisse die Bestätigung schon zu erhoffen," sagte Gilbert.

„Wir zahlen Ihnen natürlich das Gehalt Ihres Vaters weiter. Freilich — die Alterszulagen fallen weg, dafür bezieht die Frau Mutter aber ihre kleine Pension und was das Wichtigste ist: die alte Frau hat sich hier eingewöhnt. Es ist herb, wenn man so im Alter den Platz wechseln soll. Man läßt da immer ein Stück seines Herzens zurück."

Hauswald redete wie im Selbstgespräch und richtete selbst die Worte, die der Frau galten, nicht an diese. Die Sache war bei ihm beschlossen. Und als er aufstand, um nachhause zu gehen, bat er Gilbert, er möge am nächsten Morgen die Mitglieder des Schulvorstands zu einer Sitzung zusammenrufen, an

der er jedoch ſelbſt nicht teilnehmen ſolle, da in ſeiner Angelegenheit verhandelt werde.

Dann ging der alte Mann.

*

Als die trüben Bächlein, die an den Rainen rannen, ſtille geworden und die Brünnlein, die da und dort aus den Äckern ſprangen, verſiecht waren, begann die Frühjahrsbeſtellung der Felder. Auf dem Gute Raſches, das am unteren Ende des Dorfes lag, waren ſie zuerſt draußen. Aber die Schollen klebten noch an der Pflugſchar; und als Hauswald bei einem Gange den verfrühten Eifer auf dem unteren Gute wahrnahm, ſchüttelte er den Kopf. Es war ihm noch zu zeitig. Seine Äcker, die höher lagen, und die der Wind ſchon mehr getrocknet hatte, hätten die Bearbeitung weit eher vertragen, und trotzdem verzog er noch. Wenn wir nur im April hinauskönnen, ſo iſt das früh genug, dachte er.

Der alte Raſche, der während des Winters das Lager zeitweilig verlaſſen hatte, war vom Frühling wieder umgeworfen worden. Er wußte nicht, daß auf ſeinen Äckern, die die feuchteſten waren und den ſchwerſten Boden hatten, mit der Beſtellung ſchon angefangen war. Als er gegen Abend das Ackerzeug in den Gutshof fahren hörte, lauſchte er.

Der Streit, der zwiſchen Vater und Sohn an dieſem Tage ſich entſpann, wurde von niemandem gehört. Hermann Raſche, der Sohn, gebot am ſpä-

ten Abend, daß die Arbeit auf dem Felde wieder eingestellt würde. Die Knechte lachten — das hätten sie gleich gewußt, sagten sie.

So zog einer hierhin, der andere dorthin und das Gesinde wußte nicht, wem es gehorchen sollte.

Am nächsten Tage saß Hermann Rasche schon frühmorgens beim Bier. Einen Gasthof hatten sie in Hohendorf nicht. Aber der Krämer neben dem Gute verkaufte Bier und Branntwein. Auf den anderen Höfen gab's zu tun. Dünger wurde gefahren; das Ackerzeug wurde instand gesetzt.

Aber Hermann Rasche trotzte und dachte, er wolle warten, bis man ihn rufe. Er saß hinter dem Schenktisch bis zu Mittag. Dann schlief er, und hernach ging er wieder zum Bier. Er sprach da vor und dort vor — „Ha," sagte er, „ich hab' Zeit. Wir wollen doch sehen, wer daheim zu befehlen hat!"

Als die Dämmerung kam, ging er die Dorfstraße hinan. Lina Weigert trat aus dem Gärtlein an der Südseite des Hauses. Die Dunkelheit hatte ihr Feierabend geboten. Die Frau sah noch so bleich aus, wie vor einem Jahre und immer nach trug sie das schwarze Kopftuch.

Rasche rief sie an und schritt ihr quer über die Wiese entgegen, über die er an jenem Abend gegangen.

„Du solltest das Tuch nun endlich abtun, Lina," sagte er. „Ist der Bauer daheim?"

„Er ist nachmittag über Land gegangen, zwei Kühe zu kaufen. Er muß bald wieder kommen.“ —

„Die führt er selber heim? Als hätt' er keine Knechte!“ —

„Die Leute werden jetzt hier gebraucht, und er sagt, was er selber mache, davon wisse er, daß es richtig gemacht werde. Er hat Recht.“

Rasche trat hinter der jungen Bäuerin in die Stube. Das Gesinde war beim füttern und melken. Lina Weigert hatte nicht Zeit, sich um den Mann zu kümmern. Der saß in der dämmrigen Stube hinter dem Ofen und rauchte. Seine Gedanken waren wirr. Er warf der Bäuerin, die aus der Gesindestube in das anstoßende Wohnzimmer trat, abgerissene Worte zu. Das Bier, das er den Tag über getrunken, machte seine Zunge schwer. Die Bäuerin ward in den Stall gerufen, und wie sie nicht zurückkehrte, schwankte Rasche aus der Stube. Er ging durch den Gutshof, die ansteigende Dorfstraße hinan. Draußen hinter dem Dorfe bog er in einen Feldweg. Der Wind, der ihm um die Schläfen blies, tat ihm wohl. Er dachte nicht daran, nach hause zu gehen.

Und wie er unter stetem Selbstgespräch in die Nähe des Waldes gekommen war, der sich wie ein Keil in die Felder schob, hörte er Tritte — langsam und schwerfällig.

Das war der Bauer, der vom Viehhandel kam. Er hatte die Kühe am Strick und zog sie hinter sich her. Weil der Abend mittlerweile vollends hereingebrochen war, gingen die Kühe auf den ungewohnten Wegen noch träger als sonst.

Als Hauswald den jungen Rasche auf diesem Pfade sah, wunderte er sich. Aber er schwieg. Dann fragte er nach dem Befinden des Vaters. Die Antwort, die er erhielt, war unfreundlich und klang nicht wie ein guter Wunsch.

„Hoho," machte Hauswald und blieb stehen, „hoho, das klingt ja gerade, als könntet ihr ihn nicht zeitgenug loswerden."

„Hab' ich davon geredt?" fragte Rasche. „Ich glaub', Ihr hört nicht gut."

Der Bauer, der gemerkt hatte, daß Rasche's Zunge schwer war, entgegnete nichts. Er begann wieder fürbaß zu schreiten — „kommt, Schecken," sagte er, „es wird Zeit, daß wir nach Hause kommen."

Rasche blieb stehen und schimpfte hinter ihm drein. „Als ob so etwas daheim nötig wäre!" sagte er. Und der Wind griff die Worte auf und schlug sie dem Alten um die Ohren.

Rasche, der nicht daran dachte, daß Hauswald verstanden haben könne, was er gesagt, lief querfeldein. Seine Tritte versanken im weichen Ackergrund.

Als der Bauer mit ſeinen Kühen auf dem Hofe eintraf, ſaß Raſche ſchon wieder hinter dem Ofen. Hauswald ſah ihn erſtaunt an.

„Ich hätte mit Euch zu reden, Bauer. Wenn Ihr Zeit für mich übrig habt, wär' mir's wohl recht."

„Ich mein', das klänge manierlicher als das, was du vorhin beim Hochbuſch geſagt," entgegnete Hauswald.

„Ich hab' nichts geſagt," murmelte Raſche.

„Hm," machte der Bauer. Dann zog er ſich die Stiefel aus und den Rock und ſetzte ſich in Hemdärmeln zu Tiſch. Quark ſtand auf der mit Glanzleinen überzogenen Platte, Butter und Brot. Der Bauer aß.

Währenddes ſchwieg Raſche. Sein Blick war ſtier und glaſig. Der Bauer ſchaute hin und wieder flüchtig nach ihm auf die Ofenbank. Er wußte, wie's um den Mann ſtand.

Nach dem Eſſen und nachdem der Tiſch abgeräumt war, brannte ſich Hauswald die Pfeife an und ſetzte ſich auf das Sofa. Die linke Seitenlehne war der Ofenbank zunächſt. Hauswald ſtützte den linken Arm auf das Polſter und legte ſich in die Ecke zurück. Er ſog an dem Rohre ſeiner Pfeife.

„Ich denke, du wollteſt etwas reden," ſagte er zu Raſche. Lina Weigert war in der Nebenſtube und konnte jedes Wort hören, das zwiſchen den Männern gewechſelt wurde.

„Bauer," begann Rasche, „ich hab's nun fast ein Jahr getragen. Wie Weigert tot war, hab' ich gedacht, man könnte die beiden größten Güter des Dorfs zu einem einzigen machen, — die Lina ist Witwe . . ."

„Da müßte doch einer da sein, der das bewirtschaften könnte."

„Das tät ich wohl," sagte Rasche erwartungsvoll.

„Wer?" — Der Bauer war aufgestanden und durchmaß mit großen Schritten die Stube.

Es blieb lange stille. Dann lachte Hauswald laut auf.

„Was soll das heißen?" fragte Rasche.

„Das soll heißen, daß du dazu der Falsche wärst! — Seit wann sitzt du denn den ganzen Tag hinter dem Glas?"

„Den ganzen Tag? Habt Ihr übrigens danach zu fragen? Seid Ihr derjenige, der sich mit einem Doppelregiment befreunden kann?"

„Dort unten hat der Alte das Wort, so lang er lebt; und wenn er auf dem Auszuge sitzt, so mein' ich, es sei sein gutes Recht, auch noch mitzureden. — Aber, um auf das Erste zurückzukommen, das mit den Gütern — das schlag dir aus dem Sinn für heut und für immer. Sie reden nicht gut von dir, — weißt du das?"

„Von Euch etwa? Übrigens geht's keinem etwas an, was ich tue. Nur das eine sagt mir

noch: verheiratet sich die Lina mit einem, den sie will, oder schafft Ihr den Mann ins Haus?"

„Das geht dich nun wieder gar nichts an. — Im übrigen: Ihr seid am unteren Ende, wir am oberen des Dorfs und zwischen uns und euch ist viel Platz."

Rasche stand auf. Er merkte, daß er über den Alten hinweg nicht zum Ziele gelange. Er wußte aber auch, daß der niemals damit einverstanden sein werde, die beiden Güter in einer Hand zu sehen, wenigsten so lange nicht, als sein Zutrauen zu ihm nicht größer war.

Nicht lange danach ging Rasche heim. Er stieg die Holztreppe empor. Auf dem Tisch neben dem Krankenlager seines Vaters brannte die Lampe. Er behielt die Mütze auf dem Kopfe und sagte:

„Vater, es wäre das beste, wenn Ihr Eurer Tochter das Gut vermachtet. Ich mag so nicht wirtschaften. Nun ja, Ihr habt ja recht, so lange Ihr Euch nicht auf den Auszug setzen wollt, seid Ihr der Herr im Haus. Ich hab' einen anderen Plan: die Lina laß' ich mir nicht zum zweiten Male vor der Nase wegheiraten! Und weil ich sie haben will, wird's am besten sein, Ihr sorgt Euch für einen Schwiegersohn und findet mich auf andere Weise ab."

Der Bauer hörte großen Auges zu.

„So weit ist es also gekommen," sagte er. Sein Wort klang müde und seine Stimme zitterte. Er

schlief lange und überdachte, was er gehört hatte. Dann schüttelte er den Kopf.

„Das mit der Lina geht nicht," sagte er. „Aber wenn du nicht magst, so ist's schon das beste, die Bertha bleibt auf dem Gut. Einer, der sie heiratet, hängt sein Herz wohl mehr an die Scholle, die mir teuer ist, als du. Ich denke, heute abend muß das nicht gleich gemacht sein, — geht auch nicht so schnell. Und wir wären dann jetzt wohl fertig miteinander?"

„Jetzt fertig — mit — einander," murmelte der Sohn. So ähnlich hatte er schon vor einer Stunde sprechen hören. Bauer Hauswald hatte ihn mit fast den gleichen Worten gehen heißen.

Rasche stieg die Treppe hinab — der Krämer war nicht weit. Vielleicht saßen dort noch ein paar beim Bier. Als er in die niedere Gaststube trat, war die leer. Der Krämer hockte hinter dem Ofen und guckte schläfrig hervor. Er schien nicht eben erfreut, daß noch ein später Gast kam.

„Die Leute müssen jetzt früh auf," sagte er; dann ließ er ein Glas Bier ein und stellte auch ein Fläschchen Schnaps vor Rasche auf den Tisch, ohne daß der bestellt hatte.

Hinter dem Schenktisch saß er bis nach Mitternacht. Der Wirt lehnte hinter dem Ofen und schlief.

Wenn Rasche, während er so vor sich hindämmerte und in sein Glas stierte, mitunter laut redete,

wachte der Schlafende auf. „Soll's was sein?“ sagte er.

Der junge Bauer schob ihm das geleerte ‚Bullchen‘ über den Tisch. Der Mann füllte es von neuem.

„Es geht alles verkehrt,“ lallte Rasche. „Verrücktes Dorf, hä? Und mit dem Schulmeister — das habt ihr auch gemacht! Eine Dummheit ist das, sag' ich, eine Dummheit! Einer, mit dem das halbe Dorf auf der Schulbank gesessen, der taugt nicht zum Lehrer in demselben Orte. Das sag' ich!“

Er setzte das Fläschchen an den Mund und trank es zur Hälfte leer.

Die Uhr schlug. Es war eine Stunde nach Mitternacht. Da zog Rasche den Beutel. Er legte ihn auf den Tisch und sagte:

„Nimm dir das Geld — ich kann's — kann's nicht — mehr sehen. Fünf Schnäpse —“

„Sechs Schnäpse und drei Glas Bier — macht 30, und drei Glas Bier 45, macht zusammen 75 Pfg.“

Rasche ließ die Mütze auf der Bank liegen, als er aus der Gaststube schwankte. Draußen trat er auf der Stufe vor der Haustür fehl und stürzte in den Hof. Der Krämer kam mit der Laterne und richtete ihn auf.

Achtes Kapitel.

Es war noch wenige Tage vor den Sommerferien. Draußen auf den Feldern begannen sie schon zu mähen. Die Sensen sangen im Korn und die Lüfte zitterten. Nur ein Hahn krähte hin und wieder aus einem Gehöft oder ein Glockenschlag vom Kirchdorfe her verriet, daß die Zeit nicht stille stand.

In diesem Jahre waren zum ersten Male ‚Sommergäste' nach Hohendorf gekommen. In der Nähe der Schule hatten sie auf einem Gute die Oberstube gemietet und auch am unteren Ende des Dorfes zwischen den beiden Bauernwäldern, wo nur wenige Häuser lagen — sie nannten den Teil des Dorfes ‚die Sorge' — hatten einige Fremde sich für die Sommerwochen heimisch gemacht.

Oftmals geschah es in diesen Tagen, wenn die Leute von den Feldern heimgekehrt waren und in der hereinbrechenden Nacht noch eine kurze Frist auf den Bänken vor den Häusern saßen, daß die Klänge einer Geige über das Dorf hin tönten. Die Leute lauschten. Der Geiger spielte ohne Licht, spielte für seine Seele, er spielte die Träume lebendig, die sein Herz gedichtet. Es war Gilbert Bach.

Niemand redete ringsum in den Häusern, wenn die Geige erklang. Da und dort stützte sich einer lauschend auf den Zaun seines Gartens. Die Kinder gingen dann auf den Zehen an dem weinumgrünten Häuslein vorüber, und ein Junge, der über die Straße laufen mußte, schlüpfte am rasigen Grabenrand aus den klappernden Holzpantoffeln und nahm die lauten in die Hand.

Um diese Zeit empfing Gilbert Bach einen Brief und zahlreiche Hefte einer Zeitschrift, in welcher sich ein Roman Hertwig Reifs befand. Sein Titel hieß ‚Frau Treue'. Der Brief lautete:

Teuerster!

Entweder ist mein Glück märchenhaft, oder ich kann wirklich etwas. Einstweilen begnüg' ich mich mit der Annahme des ersteren. Beim ersten Anlauf erhielt ich die Zusage von der Annahme meines Romans. Freilich hatte die Zeitschrift schon einige kleinere Erzählungen von mir gebracht. Es wird aber trotzdem Zeit, daß ich von meiner hiesigen Redakteurstelle loskomme. Es drängt mich, in heiterer Ruhe meinen Poetenträumen nachhängen zu können. Wegen der Buchausgabe meines Romans hab' ich abgeschlossen. Anfang Oktober eil' ich nach Hohendorf, froh und zerarbeitet wie ich bin.

Hertwig.

F., 2. August 1892.

Die Stille des Hochsommers war Königin. Im Gewand aus blauer Seide, das über die grünen Bergwiesen, über die gelben Kornbreiten wehte, stand sie im Tag, von goldenem Haar umflutet. Bis in den Abend trug sie die glänzende Sonnenkrone, über Nacht aber das strahlende Silberdiadem auf der Stirne.

An den Zäunen richteten sich die Sonnenrosen empor, reckten sich, bis sie ihre staunenden Gesichter über die Latten erheben konnten und sahen schweigend in das zitternde Licht.

Der Dengelschlag in den Bauernhöfen weckte im Grau des Morgens den Hahn. Und wenn der Frühtau noch fiel, sangen schon die Sensen wieder. Tausend Puppen richteten sich auf der Stoppel empor. Dazwischen zitterte die goldene Fülle des Lichts.

Seit sich die Türe des Schulhauses hinter den Kindern geschlossen und die Kleinen an der Hand lachender Glückseligkeit in die Ferien gelaufen waren, ward die Einsamkeit des sommerlichen Dorfes nur noch zur Zeit der Fütterung der Viehes unterbrochen.

Den Brief Hertwigs in der Tasche und seinen Roman ‚Frau Treue' in der Hand, schritt Gilbert Bach durch die tauige Frühe eines Ferienmorgens in den Bergwald.

An jeder Nadel der Fichten und Tannen, die die das Kleinholz bildeten, hing eine Perle blitzenden Taus.

Sinnend über den Weg, den Hertwig gegangen, über die Zähigkeit, mit der er das Ziel, das ihm vorgeschwebt, verfolgt hatte, wanderte Gilbert durch den jungen Tag.

Als die Sonne die Feuchtigkeit des Grases getrunken, gelangte er zu einer träumenden Au mitten im Bergwald. Die Wipfel standen still in das Morgengold. Manchmal klang noch ein Tropfen in silbernem Falle durchs Geäst.

Ein Quell sprang aus moosigem Gestein, über das die Brombeere rankte. Etliche der dornigen Zweige trugen noch weiße Blütensterne. In Büscheln begannen die grünen Früchte sich zu röten. Vielleicht hatten sie an sonniger Berglehne das glänzende Schwarz schon angelegt; Berghöhe und Einsamkeit herben Hochwalds leiden frühe Reife nicht.

In das weiche Gras, das auf dem versteckten Flecke nicht gemäht worden, streckte sich Gilbert nieder. Die Feuernelken brannten wie Flammen aus dem Grün und der rote Bergklee war im Verblühen. Ein Grasmückenpaar flog nach Atzung. Das Gekreisch hungriger Nestvögel schreckte in regelmäßigen Zwischenräumen immer wieder die scheue Bergsstille.

Eine Natter glitt durch das Gras und ringelte sich hinüber, wo der Sonnenschein glühend auf dem Moos lag. Gilbert hatte ihr eine Zeitlang nachgesehen. Dann kehrte sein Blick zurück in das Buch,

das er außer ‚Frau Treue‘ mit in die Waldeinsamkeit genommen. Er dachte, er wolle sich von Adalbert Stifter in die Trümmer der Maurenstadt des Atlasgebirges führen lassen, wo der Jude Abdias einen Teil seines Lebens verlitten hat.

Gilbert gähnte, blätterte in dem Buche, begann von neuem zu lesen. Bald sucht' er sich sein Lager bequemer zu gestalten, bald lenkte ein schüchtern Waldgeräusch in des Berghains Schatten seine Aufmerksamkeit ab, wenn der Morgenwind den leisen Schuh an ein Laub stieß, oder der Saum seines wehenden Mantels an einem Brombeerzweig hängen geblieben war.

‚Freund Hertwig — offen gesagt: mich langweilt dein Meister Stifter‘, dachte Bach.

Er stand auf und schlenderte planlos durch den Wald. Das Buch und die Lieferungen der Zeitschrift blieben im Grase liegen. Es kam ja doch niemand hier vorüber und wenn schon —: Bücher fand kein Mensch an sich.

Am entgegengesetzten Waldrand begann ein Hang mit Feldern sich zu dehnen. Da und dort arbeiteten die Mäher. Da und dort standen die Schütten zu Puppen gerichtet. Mägde rafften ab, die weißen Tücher bis tief in die Stirne gezogen. Auch einige Stadtleute, die in Hohendorf Einstand genommen, waren auf den Leiterwagen mit herausgekommen und schlenderten müßig durch Stoppel und Sonne.

Gilbert lehnte gegen den Stamm einer Fichte. Irgendwo in der Nähe ſtand das Echo, lauſchte auf die Worte derer im Felde und warf die letzte Silbe immer wie einen Tennisball in das flirrende Licht des Sommertages zurück.

Über die Stoppel herüber ſchritt ein junges Mädchen. Sie trug eine feuerrote Bluſe, einen grauen Rock und auf dem dunklen Haar einen breiten Hut. Ein Kranz Mohn lag über dem Hute. Ihre Hand hielt einen Strauß der flammenden Blüten.

„Die Blumen ſind läſtig in der Hand," ſagte das Fräulein. „In den Gürtel damit! — So. Nun fallen ſie ſchon aus!"

Eine Fülle blutroter ſeidiger Blätter ſank in die Stoppel.

„Man denkt ſich das immer ſo ſchön, einen Strauß zu pflücken. In der Stadt hab' ich immer dafür geſchwärmt. Und nun? Eine kurze beſcheidene Freude!"

„Sie hätten die Blumen ſtehen laſſen ſolln, Freilein," ſagte einer der Mäher.

„Hätt' ich — gewiß! Dann wären ſie mir nicht läſtig geworden."

„Ich hab' einen Freund, der würde ſagen . . ." begann Bach zu reden.

„Wer iſt denn der Herr?" fragte das Mädchen den Mäher ſpitz.

„Das iſt unſer Lehrer, Freilein, derde immer abends ſo ſcheen Geige ſpielt."

„So, ſo."

Gilbert Bach ſtellte ſich vor. Seine Verbeugung verbarg die Befangenheit nicht, die der Anblick der Fremden verurſacht hatte. Er fühlte, daß er ihr nicht ſonderlich ſchicklich in die Rede gefallen war.

Die Mäher begannen ihre Arbeit wieder.

„Ich werde den Leuten hier aus dem Schatten zuſehen," begann das Fräulein zu reden. „Man verbrennt ſo ſchrecklich in der Sonne. Meine Freundinnen ſchreien vor Vergnügen, wenn ſie mich mit ſolch einem Geſicht in die Stadt zurückkehren ſehen."

Mit dieſen Worten ſetzte ſie ſich ins Moos, nahm den Hut ab und plauderte weiter:

„Ach ſo — Herr Bach, ich habe wohl vergeſſen, Ihnen meinen Namen zu nennen. Maria Vogt aus Kamberg. Sie haben wohl noch lange Ferien? Da halten ſie ſich faſt immer im Wald auf und tun nichts? Das kann ich begreifen. Wenn man ſich die Wochen hindurch mit den dummen Bauernkindern geplagt hat! Da haben's die Lehrer in der Stadt doch beſſer!"

„Warum glauben ſie das?" fragte Bach.

„Nun, in der Stadt ſind die Menſchen doch viel intelligenter. Außerdem iſt doch da mal was los, ein Konzert, ein Ball, man kann mal wohin gehen. Es iſt doch ein ganz anderer Geſchmack dort unter

den Leuten. Wird's Ihnen hier nicht manchmal langweilig?"

„Langweilig — das ist wohl nicht der richtige Ausdruck?"

Ja, mein Gott, so was hält man ja mal vier Wochen aus, — aber für immer? Ich glaube, ich müßte sterben . . ."

„Das müssen fast alle Menschen, Fräulein." —

„Herr Bach oder: Herr Lehrer, hahaha — ich glaube gar, Sie machen sich über mich lustig?" —

„Daran hab ich in der Tat noch nicht gedacht, Fräulein," entgegnete Bach. „Höchstens daran, daß Sie mir nicht Zeit gelassen haben, Ihnen auf Ihre zahlreichen Fragen Antwort zu geben." —

„Nun ja, man gewöhnt sich auf dem Dorfe zur Langsamkeit. Und jeder Mensch ist ein Opfer seiner Umgebung." —

„Das ist ein kluges Wort, Fräulein. Haben Sie darüber schon einmal recht ernstlich nachgedacht?" —

„Nachgedacht? Bei der Hitze? Mein Gott, man sagt das eben so." —

„Vom Stadtbewohner hat das natürlich auch Geltung, nicht?" fragte Bach lächelnd. —

„Aber gewiß! Eben deswegen. Der Einfluß der Stadt ist doch zweifellos ein gediegenerer. Sie wissen wohl, wie ich das meine, Herr Bach?" —

„Ich glaube es zu wissen. Vorausgesetzt, daß die Umgebung eine gediegenere ist, als die auf dem Lande" —

„Haha! Sie ſind famos! Denken Sie wirklich im Ernſt daran, daß die Umgebung, deren Einfluß Sie auf dem Dorfe unterſtehen, eine geſündere ſei? — Das iſt doch wirklich koſtbar.“ —

„Darüber ließe ſich reden,“ erwiderte Bach, „namentlich die kleine Stadt —“

„Ja, aber Herr, ich hab' Ihnen doch geſagt, daß ich aus Kamberg ſei! Ich bitt' Sie, vierzigtauſend Einwohner . . .“

„Provinz, mein Fräulein, nicht?“

„Na, ich danke! Das kann einen doch beinahe verdrießen.“ —

„Das wäre gar nicht der Mühe wert, Ihr freundliches Auge zu verfinſtern.“ —

„Derartige Schmeicheleien verfechten bei mir gar nichts.“ —

„Ich dachte nicht daran, Ihnen eine Liebenswürdigkeit zu ſagen. Dazu kenn' ich Sie noch nicht lange genug.“ —

„Als ob man dazu eine Dame lange kennen müßte. Ja, freilich, auf dem Dorfe ſcheinen andere Gewohnheiten zu herrſchen. Die Herren auf dem Balle — zwölf Bälle hab' ich im vorigen Winter mitgemacht, auch den Kaſinoball, zu dem nur die feinſten Familien erſcheinen — die Herren auf dem Balle ſagen ihren Damen ſehr raſch allerhand Liebenswürdigkeiten. Iſt auch ganz in der Ordnung — man richtet ſich doch für den Abend ſorgſam zu,

trägt ein neues Kleid. Freilich, dazu gehört eine gewisse Eleganz des Geistes, Herr Bach. Dazu muß man auch gewöhnt sein, auf dem glatten Parkett der Säle zu gehen, sonst — — glitscht man aus, Herr Bach! Aber Sie werden dort an dem Kiefernstamm kleben bleiben, der ist schmierig . . ."

„Das ist eine Fichte, Fräulein. Und was da herausläuft, nennt man Harz." —

„Danke, Herr Lehrer. Wissen Sie, das darf man übrigens den Bauern nicht sagen, daß es für uns, die wir das Pflaster unter den Füßen nicht missen können, ohne zu verkümmern, für die Dauer auf dem Dorfe nicht auszuhalten sei," fuhr Maria Vogt fort.

„O, mir behagt die bäuerliche Umgebung recht gut, mein Fräulein." —

„Nun ja, Sie wissen eben nicht, was Sie opfern, wenn Sie auf das Leben in der Stadt verzichten." —

„Vielleicht doch! Es fragt sich nur, ob Sie die rechte Wertschätzung für die sogenannten ‚Genüsse' haben, die Ihnen die Stadt gewährt. Bequemlichkeiten hat sie zweifellos; aber: überschätzen Sie nicht die Vergnügungen, die die Stadt bietet? — Recht haben Sie jedenfalls: in der Einsamkeit des Dorfes würde der Städter unglücklich werden. Wir reden natürlich von den Durchschnittsmenschen, von denen zwölf ein Dutzend machen. Aber: die Einsamkeit,

an welcher der Schwächling zugrunde geht, ist für den Starken ein Glück."

Bach sprach die letzten Worte mit großem Nachdruck. Maria Vogt erwiderte:

„Das scheint mir eine sonderbare Weisheit. Die haben Sie sich wohl nur zurechtgemacht, weil, — na, Sie kennen ja die Geschichte vom Fuchs und den Trauben, die zu sauer sind! Einsamkeit ein Glück! Das muß ich meinen Freundinnen erzählen! Die werden über die Philosophie des Lehrers von Hohendorf in der sächsischen Schweiz quietschvergnügt, sag' ich Ihnen!"

„Jetzt fangen Sie an, mich zu interessieren," sagte Bach und lehnte sich an einen Baum, Maria gegenüber.

„Und Sie fangen an, grob zu werden," setzte Maria scharf hinzu.

„Grob? Inwiefern?"

„Man sagt einer Dame überhaupt nicht, daß man sich geraume Zeit nicht für sie interessiert habe."

„Darüber ließe sich reden. Ich glaube aber dennoch, nicht unhöflich gegen Sie gewesen zu sein, denn ich habe Sie ja nicht einmal merken lassen, daß mir Ihr Hereintreten in die Stille der Erntestimmung nicht sonderlich gefiel. . . ."

„Herr Bach!"

„Ich glaube, wir stimmen unsere Unterhaltung, wenn Sie die fortzusetzen belieben, auf einen ernsthafteren Ton," sagte Bach.

„Nun ist sie Ihnen wieder nicht ernsthaft genug gewesen! Sehen Sie: jeder Mensch ist ein Opfer seiner Umgebung, und man sagt wohl nicht mit Unrecht, daß die Atmosphäre der Schulstube auch im gesellschaftlichen Verkehr nicht eben sonderlich sympathisch sich bemerkbar mache."

„So nun sind wir quitt," entgegnete Bach lachend. „Begraben wir die Streitaxt! Sind Sie wohl geneigt, einen kleinen Spaziergang in meiner Gesellschaft zu unternehmen? Nicht weit — über eine versteckte Au im Wald, eigentlich nur ein kleiner poesievoller Umweg ins Dorf, das wir erreichen, wenn das Mittagsläuten die Mäher vom Felde ruft."

Maria Vogt stand von ihrem moosigen Sitze auf und ging mit Gilbert in der Richtung, die er angedeutet, hinein in den Wald.

Neuntes Kapitel.

Die nachmittägliche Stille ſtand in der ‚Oberſtube'. Der Wein, der um die Fenſter rankte, hatte ſeine Reben auf den Fenſterſtock gelegt. Ein gelber Sommervogel flog um die Blutnelken in den Scherben, die in die Sonne dufteten.

Maria ſaß am Tiſch, den ſie in die Nähe des offenen Fenſters gerückt hatte, und ſah dem gelben Falter zu, der auf einer der feurigen Blumen ſich niederließ und ganz im Dufte ſich verträumte.

Drunten im Hofe rauſchte der Born. Der Himmel ſtand ſeit Wochen in gleichmäßigem Blau über der Erde. Die Bauern dachten daran den Hafer zu ſchneiden. Die Roggenſtoppel war auf den frühgeernteten Breiten ſchon geſtürzt. Um die moosgrüne Dachrinne, die dicht über den umrankten Fenſtern des Hauſes hinlief, zwitſcherten die jungen Schwalben, flogen einen Flug um die Linde in der Mitte des Hofs und ſetzten ſich wieder auf die Rinne zur Raſt.

„So," ſagte Maria. „Noch die Adreſſe." Sie ſchrieb: Herrn Kaufmann Otto Vogt, Kamberg. Dann las ſie den Brief noch einmal halblaut:

Liebe Eltern!

So hat mir's früher nie in der Sommerfriſche gefallen, wie in Hohendorf. Ich komme heute, mir

die Erlaubnis zu holen, meinen Aufenthalt noch bis Mitte Oktober ausdehnen zu dürfen. Nicht nur, weil ich merke, daß ich mich körperlich besonders wohl fühle, sondern auch aus Neugier. Lehrer Bach, von dem ich Euch neulich schrieb, hat nämlich einen Freund, einen Schriftsteller, Hertwig Reif, der kürzlich einen Roman ‚Frau Treue' veröffentlicht hat. Dieser junge Mann kommt in den Herbstferien zu Besuch hierher, und ich kann Euch nicht verschweigen, daß ich ihn sehr gern kennen lernen möchte. Er soll zu interessant sein. Jedenfalls auch wieder, was die Leute, die's nicht besser verstehen, für interessant halten. Mit dem Lehrer Bach, der ja sonst ein ganz passabler Mensch ist, bin ich wiederholt zusammengetroffen. Die Spaziergänge, die ich mit ihm unternommen, waren anregend. Es kann mir nur leid tun, daß Herr Bach gar keinen Sinn für Vergnügungen hat. Manchmal mein' ich, er gefällt mir ausgezeichnet, und ich habe dann Mitleid mit ihm, weil er gewiß viel genießbarer wäre, hätte er erst einmal Geschmack an unsern winterlichen Gepflogenheiten, Bällen usw. in der Stadt gefunden. In die Tanzstunde ist er gar nicht gegangen. Denkt Euch bloß: es gibt Menschen, die nicht in der Tanzstunde waren und dabei behaupten, ganz glücklich zu sein. Wenn Bach sein fortwährendes Geigenspiel, das

ihn ganz gefangen hält, erſt laſſen könnte, ſo würde er wohl noch angenehmer ſein. Aber neulich hat er ſogar einmal geſagt, er trage ſich mit dem Gedanken, Muſik zu ſtudieren. Da hab' ich ihm entgegnet: Bei uns und in unſerer Gegend gelte ein Künſtler, etwa ein Schauſpieler, Muſiker, Maler und ſo, nur bei überſpannten Menſchen etwas. Und wißt Ihr, was er mir da antwortete? Das ſpreche nicht gegen Kunſt und Künſtlertum, ſondern gegen uns und unſere Gegend! Da hab' ich ihn ſtehen laſſen und bin grollend fortgegangen. Wenn Papa den in Ausſicht geſtellten Beſuch bis in die Herbſtferien verſchieben könnte, ſo werde ich ihn mit den beiden Herren zuſammenführen. Denkt Euch, Hertwig Reif dichtet. Richtige Gedichte, und die kommen dann in die Blätter! Ich dachte immer, alle Dichter wären tot. Papa iſt doch ein Mann von Welt und ein feiner Menſchenkenner. Das bringt ſchon ſein Verkehr im Geſchäft mit ſich. Ich bin geſpannt, wie er urteilt.

Maria.

Hohendorf, 15. Sept. 1892.

Die Schulkinder belebten die Stille der Dorfſtraße. Vier Uhr? fragte Maria erſtaunt und zog die Uhr aus dem Gürtel. Sie ſteckte den Brief in den Umſchlag und nahm den Mohnhut, der auf dem Sofa lag. Wie ſie in den Hof trat, ging Gilbert vor dem

weitgeöffneten Tore vorüber, quer über die Wieſen dem Bergwald entgegen.

Als er Maria erblickte, grüßte er von ferne und wartete, ob ſie ſich ihm wie ſonſt zu einem Spaziergang anſchließen werde. Sie aber hielt den Brief hoch und ging den Weg, der vom Gute nach der Dorfſtraße führte.

Gilbert ſchritt den veſpernden Arbeitern zu, die in einem Trupp auf dem Felde ſaßen und unterhielt ſich noch mit denen, als er die feurigen Blumen von Marias Hut aus dem Gelb der Haferfelder hervorleuchten ſah.

Wenige Minuten ſpäter ſchritten die beiden am Waldrand hin. Gilbert erzählte Maria, was ihm die Leute berichtet von dem Stand der Ernte in der Ebene, von dem frühen Herbſt im Gebirge . . . .

„So," ſagte Maria gelangweilt. „Haben Sie wieder bis nach Mitternacht Violine geſpielt?"

„Ich weiß nicht, ob's nach Mitternacht war," entgegnete Gilbert. „Die Lichter hinter den Fenſtern waren jedenfalls alle fort, als ich zu Bett ging. Der Traum, einmal Künſtler ſein zu können, wird immer verlockender, meine Leidenſchaft immer flammender."

„Sie ſind ein Schwärmer," fiel ihm Maria ins Wort. „Ich möchte, ich hätte Gewalt über Sie, Sie von dieſer törichten Neigung zu befreien. Wenn ihr Freund Hertwig Reif in Hohendorf einkehrt, dann will ich vereint mit ihm einen Sturm gegen Ihre

tolle Schrulle unternehmen. Geben Sie acht, Sie widerstehen uns nicht."

Mit großer Verwunderung sah Bach Maria ins Gesicht. Sie schien allen Ernstes vorzuhaben, ihn ‚von der Musik zu heilen'. Er lachte laut auf. Ein buntflügeliges Häherpaar flog erschreckt aus den Wipfeln.

„Hertwig Reif, sagen Sie? Hertwig Reif? Der würde mir die Freundschaft kündigen, wenn er erführe, daß ich imstande sei, die Geige verstauben zu lassen und die Musik nur als Trösterin unfroher Stunden zu betrachten."

„Das ist nicht möglich," rief Maria. „Ein Mann, der Bücher schreibt, der dichtet, ist doch vernünftig und wird mir zugeben müssen, daß die Musik — ich denke natürlich in erster Linie an das Klavier — eine Sache ist, die man selbstverständlich zu treiben hat. Man muß einen Walzer spielen können und eine Polka; sonst wäre man geradezu ungebildet. Aber Musik als Beruf — das versteh' ich nicht. Ach Himmel, wenn ich denke, wie die von der Stadtkapelle mit ihren Geigenkästen oder der Trompete in der schwarzen Hülle zur Probe ziehen; dünne, nervöse, versonnene Menschen! Das kann doch unmöglich Ihr Ernst sein?"

Bach antwortete: „Ich habe Ihnen gesagt, daß mir der Traum, ganz meinen Neigungen leben zu

können, um ſo verlockender werde, je mehr ich mich in meiner Kunſt vervollkommene."

„Sie ſind hartnäckig," erwiderte Maria. „Es iſt ein Glück, daß die beſſere Überzeugung Ihrer Eltern den Sieg behalten hat. Warum? Weil ſie der ganz richtigen Anſicht geweſen ſind, daß ein Künſtler doch eine fragwürdige geſellſchaftliche Stellung einnimmt, wenigſtens ein Muſiker und wenigſtens bei uns —"

„Und in Ihrer Gegend. Ich weiß! Ich weiß! Nun antworten Sie mir gefälligſt: ein Mann, dem eine Göttin an der Wiege geſtanden und ihr Geſchenk gegeben, ein Mann, der ſich dieſes Geſchenks würdig erweiſen will und durch jahrelanges Studium ſich den Grad der Vollkommenheit in der Ausübung ſeiner Kunſt erringt, der ſeiner Befähigung entſpricht, ein Mann, der imſtande iſt, eine ſtaunende Menge zur Bewunderung fortzureißen und Herzen zu beſeligen mit ſeiner königlichen Kunſt — der könnte nicht Gegenſtand Ihrer Bewunderung ſein? . . ."

Gilbert ſah Maria mit ſtillen Augen an.

„Ich fürchte, ich kann Ihnen die rechte Antwort nicht geben," ſagte das Mädchen nach einer Weile des Beſinnens. „Doch, doch — gedulden Sie ſich! Sehen Sie: ein großer Künſtler iſt nun doch nicht jeder, und ſo hoch, wie Sie von der Kunſt denken, denkt man in unſeren Kreiſen in der Stadt in der

Regel nicht. Vor allem aber: die Leute haben nichts, bringen's zu nichts . . ."

Gilbert zuckte die Achseln. Er gedachte auf weitere Beweisführung zu verzichten. Die Sonne legte rotes warmes Licht aufs Waldmoos. Über den trockenen Feldern wehten die Sommerfäden. Ein wilder Tauber gurrte im Dunkel der Fichtenwipfel, und die Bienen summten um die rotseidenen Ähren des Heidekrauts.

Gilbert schickte im langsamen Wandern seine Gedanken in die warme rote Sonne, die sich müde auf die Wipfel des Waldes legte.

„Freuen Sie sich auf ihren Freund Reif, Herr Bach?" unterbrach Maria Gilberts Sinnen nach einer Weile. „Sie werden viel neues von ihm hören. Er hat mitten im Leben der Großstadt gestanden. Sie werden sehen, daß er auch nicht mehr in allem gleicher Ansicht mit Ihnen ist. Dann werden Sie billiger über mich denken, als jetzt. Deshalb freu' ich mich seiner Ankunft."

„Liegt Ihnen denn daran, daß ich mein Urteil über Sie ändere?"

„Aber natürlich, Herr Bach. Es kann mir doch unmöglich gleichgültig sein, wenn jemand geringschätzig von mir denkt."

„Geringschätzig gewiß nicht," erwiderte Bach. „Ich bedaure nur daß Ihnen Ansichten anerzogen sind, aus denen Ihnen nach Lage der Sache nicht

einmal ein Vorwurf zu machen ist. Zudem bin ich nicht der Mann, gegen starre Vorurteile zu kämpfen, in denen, wie Sie sagen, die ganze Provinz befangen ist. Da muß Hertwig Reif kommen."

„Lassen wir also die Entscheidung auf sich beruhen," sagte Maria lachend. „Bis dahin: Friede sei mit uns! Schlagen Sie ein!"

Sie reichte Bach die weiße Hand. Bach schlug lachend ein. Nun begann eine ruhsame Bergwanderung durch Harzduft, Sommerfäden und rote Sonne. Gelbe Pfefferschwämme, die aus den gefallenen trockenen Nadeln golden emportauchten, weiße Waldchampignons und korallenrote Fliegenpilze leuchteten ringsum aus dem Waldgrunde. In den düsteren Fichtenwipfeln schaukelte sich der halbverträumte Sommerwind und sang ganz leise in das rote Sonnenlicht. Und wie die beiden so bergwärts schritten durch Tannenduft und Waldesschatten, ließ Gilbert den Blick wiederholt lange auf Maria ruhen.

„Woran denken Sie, Maria? fragte er.

„Ich weiß eigentlich nicht, warum Sie immer ‚Maria' sagen?"

„Weil man Sie auf Ihren Wunsch im Gute so nennt, weil alle Leute im Dorfe das Recht, was Sie jenen eingeräumt haben, für sich in Anspruch nehmen. Und — ich muß Ihnen mit Ihren eigenen Worten entgegnen —: da bin auch ich ‚ein Opfer meiner Umgebung' geworden."

Maria lächelte und ließ ſich auf einen grünbemooſten Waldſtein nieder.

„So friedlich ſind wir noch nicht gewandert, Maria," unterbrach Gilbert das Schweigen.

Der Abend ging auf Purpurſchuhen durch den Wald. Gilbert ſetzte ſich neben das Mädchen auf den Stein.

„Wir ſind uns doch nie böſe geweſen," ſagte Maria ſinnend.

„Gewiß nicht. Aber mehr als einmal war ein Mißklang da. Und wenn ich in Ihr Herz lauſchte — — ach was, das kann ich ja gar nicht! Ich wollte ſagen: Wenn ich in die Einſamkeit meiner Wohnung heimkehrte, wenn nichts zu mir redete, als die Uhr an der Wand und die Erinnerung an die mit Ihnen verlebten Stunden, da war mir doch manchmal, als wäre meine Seele ein wenig verſtimmt."

Maria war ein wenig zur Seite gerückt. Weiteres Weichen geſtattete der Sitz nicht. Pupurner Bergklee blühte ringsum. Er lag wie verlorenes Sonnenrot im Graſe, das von den Zweigen gefallen.

Gilbert legte Maria den Strauß in den Schoß, den er während des Wanderganges gepflückt hatte, — Feuernelken, Johanniskraut, Zittergras, das ſeine zierlichen Riſpen über die Bergblumen erhob und wie Seide raſchelte, wenn der Wind im Wehen ſich daran vorübertaſtete.

„Werden Sie Ihrem Freund Hertwig ſagen, daß wir hier ſo nebeneinander geſeſſen haben?"

„Warum nicht?"

„Dann ſtehen Sie auf! Was müßte der von mir für eine Meinung bekommen!"

„Schon wieder Bedenken, die ich nicht teilen kann, Maria."

„Mein Gott, wiſſen Sie denn garnicht, was Brauch iſt, Herr Bach?"

„Was Brauch iſt?" fragte Gilbert nachdenklich. „Sehen Sie, darüber ließe ſich reden! Seit dem ſechſten Jahre hab' ich die Schulbank gedrückt — bis zum einundzwanzigſten; davon ſechs Jahre in einem Internat, das von geſellſchaftlichen Gepflogenheiten nicht eben viel zuließ und forderte. Dann die Zeit in Hohendorf."

„Da haben wir's!" rief Maria faſt frohlockend. „Und da wollen Sie wiſſen, was der Verkehr in den ‚beſſeren Kreiſen' für Annehmlichkeiten und Reize beſitzt? Und mit der Erfahrung!"

Gilbert war noch nachdenklicher geworden.

„Sie mögen recht haben," fuhr er fort. „Meine Abgeſchiedenheit vom Leben, mein Aufenthalt in einer Welt der Einbildung, in der ich die einzige Perſon war und mir alles nach Geſchmack und Gefallen zurecht legen konnte, mag wohl Urſache ſein, daß ich die Geſellſchaft, von der Sie mit ſo viel Vergnügen ſprechen, mit falſchem Maßſtab meſſe."

Die Sonne ward müder. Nun floſſen ihre roten Lichtſtröme quer zwiſchen den Stämmen hindurch. Maria ſchaute eine Weile ſchweigend in den Glanz, der den ganzen Wald erfüllte. Sie fühlte, daß Gilbert's Blick auf ihr ruhe. Sie wollte reden, aber ſie fürchtete, daß ihre Worte die Bewegung ihrer Seele verraten würden.

„Maria!“ —

Gilbert legte ſeinen Arm um ſie und küßte ſie. —

Und hinter den Bergen ging die große rote Sonne unter.

Zehntes Kapitel.

Und nun kamen die Tage, da die Sonne von Wolken verhängt war — Herbsttage, in denen der Wind die reifenden Äpfel, aber doch noch zu frühzeitig, ins Gras warf, Herbsttage, in denen die Blätter der Sonnenrosen, die über die Zäune strahlten, im eintönigen Grau der Luft erloschen. In den Gärten gingen die Georginen auf, die Abendsterne des Sommers. Das Vieh läutete über die kurzgeschorenen Weideplätze, und die Ziegen kletterten über die Bergwiesen hinauf ins Holz und suchten wählerisch die süßesten Kräuter.

Marias Vater, der Kaufmann Vogt aus Kamberg, hatte seine Ankunft nicht angemeldet. Warum auch? Die, der sein Besuch galt, konnte Hohendorf nicht verlassen haben, ohne ihn davon zu unterrichten. Und als er plötzlich eingetreten war, hatte Maria am Tisch gesessen und geschrieben, daß sich Hohendorf im Regen nicht minder trübselig ausnehme, als Kamberg, daß aber die Einsamkeit, mit der sie von jeher nichts anzufangen gewußt habe, hier eine bleierne Last sei.

„Man ist doch mehr zu Luxus und Zerstreuung erzogen," stand in dem Briefe, „und wenn ich mir

dächte, daß Gilbert Lehrer auf dem Dorfe bleiben müßte, so könnte ich mich schwer entschließen, ihn zu heiraten. Wenn Papa kommt, so soll er namentlich über Gilberts Zukunftspläne sich Klarheit verschaffen. Ich würde unglücklich werden in dieser trägen Stille. Ihr glaubt nicht, wie zäh die Nebel um die Berge hängen. Die Bäume strecken sich nach ihnen aus wie Arme, reißen sie in Fetzen. Da und dort hängt einer um die Stämme, wälzt sich, ein schwerer Haufen, müde in die Mündung eines Tales hinein. Ich wünschte, Papa käme . . . ."

Dann hatte sie die Feder beiseite gelegt. An ein Zusammentreffen mit Gilbert war an solchen Tagen nicht zu denken, weil die Verlobung vor den Leuten im Dorf auf Marias Wunsch geheim bleiben sollte, bis der Vater aus der Stadt gekommen sei.

Da trat Papa ein, lachend, jovial, in der Linken den Schirm, in der Rechten die braune Ledertasche. Die Post hatte ihn von der Eisenbahnstation herübergebracht.

Küsse auf beide Wangen.

„Hör mal, mein Kind, für unsereinen ist das aber doch nichts, das Postkutschefahren. So'n mittelalterliches Möbel — na ja, für diese Menschen hier ist das ja gut. Aber so für die besseren Kreise — mein Gott, das ist ja einfach unmöglich. So, na nu."

„Darf ich auspacken, Papa?"

„Aber gewiß. Schnell. Schnell. Salami is drinne, Lachsſchinken.“

„Na, Schinken haben die Bauern auch,“ fiel ihm Maria in die Rede.

„Ach, weißt Du, ſo'n ſehnigen Vorderſchinken, der erſt ewig im Pökel gelegen hat — nich mein Geſchmack. Is man doch zu verwöhnt. Na und hier — Flaſche Sherry, drei Halbe Bordeaux, thüringer Leberwurſt, Trüffelwurſt — — famos, nich? Und Franzſemmeln. Denen ihr Schwarzbrot hier . . Na ja, mal'n Stück, warum nich . . . .“

„Oh Papa, daran hab' ich mich aber ſehr gut und leicht gewöhnt.“

„So? Na. Ich dächte, wir machten uns da mal gleich en bischen dran. Und hernach, Kind, woll'n wir mal von dem Lehrer reden, nich? Aber erſt nehm'n w'r was zu uns. Der gelbe Kaſten hat mich böſe mitgenommen. Da merkt man doch erſt, wie komfortabel man in der Stadt lebt. Na ja, die Leute hier draußen zwiſchen ihren Bäumen und Bergen und Kühen, die verſtehn's nich beſſer. Aber unſereiner . . . So — recht! Mein ſilbernes Beſteck hab' ich mitgebracht. Wart' mal, da iſt's. So. Und wie iſt's mit den Weingläſern? Erſt ein Glas Sherry, hm?“

Maria nahm die Weingläſer, grobes Glas, aus dem Schranke, hinter deſſen Scheibentüren allerhand Taſſen und Teller mit Aufſchriften zur Erinnerung

an Geburtstagsfeste und Hochzeiten flimmernd durcheinanderstanden.

„Gott, was ist das 'ne Sorte Gläser, hahaha!"

Mit diesen Worten setzte sich der Kaufmann Otto Vogt aus Kamberg, nachdem er pustend die Reisestiefel mit weichen Schuhen aus Juchten vertauscht hatte, in den Rohrstuhl mit der hohen Lehne. Maria hatte ihm Kissen vom Sofa auf den Sitz gelegt. Er versorgte seinen Teller reichlich mit Eßwaren und begann vergnügt zu kauen. Nach dem zweiten Glase Sherry verlangte er ein neues Glas zum Bordeaux.

„Was man so sagt ‚Lebenskultur' — das treiben die Leute hier überhaupt nich, was? Sag mal — ist das aber 'ne Beleuchtung in dem Zimmer! Und die Decke — man muß sie ordentlich tragen, so niedrig is sie. Und dann, die Ranken vor dem Fenster! Toller Geschmack das! — Maria, was ich sagen wollte . . ." Vogt trank das soeben gefüllte Glas leer . . . „da in der Reisetasche, unten links, unter dem Necessaire wirst du ein Zwanzigstel Habana entdecken, Stück 1.50 Mk. Reich' mir das doch mal!"

Vogt wischte sich mit dem Behagen, das ihm reichliche Sättigung, der Ausblick auf eine noch zu leerende Flasche und den kräuselnden Duft einer Importe immer gewährte, die breiten Lippen und lehnte sich, die daumenstarke goldene Panzerkette durch die Finger gleiten lassend, in den Stuhl.

Das Zündholz ziſchte, blauer Rauch wirbelte über den Tiſch. Vogt führte die Zigarre einigemale unter dem Kinn vorüber, die Fülle des Aromas der Habana einzuſaugen.

„Jetzt wird's behaglich. Siehſt du, die Atmoſphäre iſt hier ſo mit Kuhſtall geſchwängert . . .“

„Ich empfinde das nicht mehr unangenehm,“ warf Maria ein.

„Na, höre mal, mein Kind! Übrigens: furchtbare Erfindung, Kuhſtall im Wohnhaus.“

„Man iſt ja meiſt in Feld und Wald,“ antwortete Maria.

„Meinetwegen.“ Papa lächelte. „Ich für meine Perſon pfeife aber doch auf dieſe Art Annehmlichkeiten. Na, wenn man jung iſt! Aber nu ſag mal: wie iſt denn das eigentlich mit dem Lehrer Bach? Kann man den Mann nich mal ſehen?“

„Ich glaube, es würde richtiger ſein, wenn du ihm deinen Beſuch machteſt, Papa.“

„Ach wo. So'm jungen Manne! Wenn er auch die Mutter bei ſich hat. Es iſt doch wahrlich kein Spaß, drei Stunden mit dem Poſtwagen.“

„Du haſt vielleicht Recht,“ ſtimmte ihm Maria bei. „'s iſt auch zu auffällig, wenn du in das Schulhaus gehſt. Das gibt doch zu Mutmaßungen Anlaß, die am beſten unterbleiben. Denk' mal, wenn die ganze Sache noch anders würde, ich könnte mir ja die beſte Partie in der Stadt verſchlagen.“

Vogt ſchrieb auf eine Viſitenkarte eine freundliche Einladung und ſandte ſie mit einem Kinde zu Gilbert Bach.

„Für wann haſt du den Beſuch gewünſcht, Papa?“

„Für ſechs Uhr, nich? Wir können da eine Zeit beiſammenſitzen — na, und das übrige wird ſich finden.“

*

Auf der Holzſtiege, die zur Oberſtube führte, wurden Schritte vernehmbar.

„Herein!“

Gilbert Bach trat ein und verbeugte ſich ſtumm.

„Na ſagen Sie mal, junger Mann, Sie ſehen ja gerade aus, als wollten Sie ins Examen ſteigen.“ Vogt bot dem Eintretenden lachend die Hand.

Maria, die am Fenſter gelehnt hatte, nahm ihm Hut und Überzieher ab, und forderte ihn auf, dem Vater gegenüber ſich an den Tiſch zu ſetzen. Während ſie ein Weinglas herbeitrug, war die flüchtige Röte auf Gilberts Stirn wieder gewichen.

„So. Nun laſſen Sie uns mal trinken. Anſtoßen woll'n w'r lieber nich — wiſſen Sie, die Sorte Gläſer, unglaublich. Die verletzt Ihr muſikaliſches Ohr.“

„Sie ſind ſehr muſikaliſch,“ erzählt mir meine Tochter, fuhr Vogt fort, als er das Glas auf den Tiſch geſtellt hatte.

„Ich dachte daran, Musik zu studieren," antwortete Bach. „Es ist ein Jugendtraum von mir, genährt durch einen kunstbegabten Freund, der morgen in Hohendorf eintreffen wird. Er kommt aus F., wo er Redakteur war. Er gedenkt während seines Aufenthalts in Hohendorf einen neuen Roman zu schreiben."

„Halten Sie das nicht für eine Marotte?" warf Vogt kopfschüttelnd dazwischen.

„Offen gesagt: nein," entgegnete Bach. „Ich kann mir denken, daß gerade die Einsamkeit des Gebirgsdorfes, das in seiner Umgebung Gelegenheit zu ruhsamen Wanderfahrten gibt, für einen Künstler ungemein fördernd ist. Schon deswegen, weil sie seelische Sammlung, eine Konzentration aller Kräfte gestattet, die für das Gelingen einer Schöpfung unmöglich bedeutungslos sein können."

„Versteh' ich nich so, Herr Bach. Ich muß Ihnen überhaupt sagen, daß ich sehr wenig Kunstangthusiast bin."

„Auch ohne Enthusiasmus für die Schriftstellerei im allgemeinen und für die Richtung meines Freundes Hertwig Reif im besonderen, kann ich das Bedürfnis nach vorübergehendem Aufenthalt in waldstiller Dorfeinsamkeit doch nachempfinden. Ich selbst habe, von dieser Erwägung geleitet, meiner Behörde ausdrücklich den Wunsch geäußert, mich für eine Landschulstelle zu bestimmen."

Vogt atmete tief.

„Mittlerweile haben Sie ſich das aber anders überlegt, was? Is ja auch richtig. Offen geſagt: mein Angthuſiasmus is gleich Null. Sehen Sie: man geht ja einmal ins Theater, ſo 'ne Poſſe oder in 'nen Schwank von dem Blumenburg. Da lacht man ſich mal aus. Sehn Sie, da hab ich mal geſehen: ‚Das weiße Rößl', hab' auch geſehen ‚Den Schlafwagenkondukteur' und ‚Eine tolle Nacht'. So was muß man kennen und ſo was is was! Laß ich mir gefallen! Und bei uns in Kamberg, da wird doch ſo was fein aufgeführt. Das iſt doch da nicht ſo wie in Kuhſchnappel oder ſonſt wo in der Provinz. Na, ſehn Sie. Aber ſo leſen, Romane oder Gedichte aus dem Sonntagsblatt — ich bitt' Sie, das iſt doch nichts! Na und — ¡Konzert. Warum macht man denn überhaupt Konzerte? Daß die Leute, die das veranſtalten, auf bequeme Weiſe leben können. Sie wollen nichts ordentliches arbeiten, kein Geſchäft betreiben. Dazu fehlt ihnen der Geiſt, die Energie, ſehen Sie, mit einem Wort: die Intelligenz. Ich kann mir nicht helfen, ich halte ſowas immer für 'ne Beutelſchneiderei. Solange freilich, wie's zum guten Ton gehört, daß man ſo etwas über ſich ergehen läßt, da kann man nicht anders und läßt ſich mal ſehen. Ich mache da immer ſo mein Nickerchen, und wenn ich etwa ſchnarche, da ſtößt mich meine Frau freundſchaftlich in die Seite. Übrigens

ſuch' ich in der Regel einen Platz hinter einer Säule zu bekommen. Da macht ſich das ganz unauffällig. Wiſſen Sie, darin hab' ich ſchon ſo 'ne kleine Praxis. Das is doch en richtiger Standpunkt, nich? Was meinen Sie? Sehn Sie, Sie lächeln."

„Ich lächle nicht, Herr Vogt. Ich muß aber bekennen, daß mir dieſer Standpunkt ſo neu iſt, daß ich augenblicklich garnicht in der Lage zu ſein glaube, Ihnen zu entgegnen."

Gilbert ſchaute verlegen und errötend zu Boden. Maria warf ihrem Vater einen langen Blick zu.

„Ich glaube, Papa ſteht auf einem zu extremen Standpunkt . . ."

„Ach was, extremer Standpunkt, Kind! Richtiger Standpunkt, einzig richtiger Standpunkt! Na, laſſen wir das mal für heute. Aber über Ihre eignen Pläne, da müſſen wir ſchon mal reden. Sie haben die Idee, Muſik zu machen, natürlich aufgegeben?"

„Muſik zu machen?" fragte Bach und richtete ſich im Stuhle ein wenig empor, „das iſt wohl nicht ganz der richtige Ausdruck, wenn Sie geſtatten. Es lag in meiner Abſicht, Muſik zu ſtudieren, das Konſervatorium zu beſuchen, namentlich Kompoſition zu ſtudieren."

„Na, läuft das nicht alles auf Muſikmachen hinaus?" ſagte Vogt gereizt. „Muſik ſtudieren, Kompoſition, wie Richard Wagner und ſo? Ich

kann mir davon kein rechtes Bild machen, wo das eigentlich hinaus will. Nu, und dann?"

„Dann könnt' ich vielleicht erster Geiger, Konzertmeister und schließlich Kapellmeister werden."

„Hahahaha! Da wollen Sie sich so 'ne Anzahl uniformierter Jungens halten, nicht? Ich kenne das! In Kamberg ist auch so einer; — und Ständchen spielen wollen Sie, oder sich vor die Bühne im Variété setzen und warten, bis der Mann von der Bühne herunterwinkt, dann fallen Sie ein. Kenne das! Kenne das! Das wollen Sie? Und dazu, denken Sie, können Sie Maria Vogt heiraten? Junger Mann, entweder sind Sie schrecklich naiv, oder wir verstehen uns noch nicht."

„Das letztere ist wohl der Fall."

„Dann müssen Sie schon mal deutlicher reden."

Gilbert Bach bemühte sich, dem behaglich im Lehnstuhl sitzenden Manne, um dessen Mund ein ironisches Lächeln spielte, an einem konkreten Beispiel zu verdeutlichen, was er beabsichtige. „Reicht meine Begabung weiter," schloß er, „was ich hoffe, so würd' ich schließlich als Komponist einen Ruf zu erlangen suchen . . ."

„Ja, nu bitt' ich Sie aber," fiel ihm Vogt in die Rede, „so was ist doch kein Beruf, das ist doch kein Lebensziel, auf das hin man heiraten kann! Komponist! Nee, guter Freund, das schlagen Sie sich mal aus dem Sinn. Ich kann doch meine ganze

Familie nicht lächerlich machen. Sind Sie vermögend? Natürlich nicht. Wovon wollen Sie denn da studieren? Nee, daraus kann unmöglich etwas werden. Ich kann Ihnen selbstverständlich nicht sagen: so was leid' ich nicht. Aber ich kann Ihnen sagen: meine Tochter bekommen Sie nicht, wenn Sie nicht mit sich selber über derartige Schrullen ernstlich abrechnen. Ueberdies: Maria, die Tochter des Kaufmanns Vogt, Weinhandlung, Delikatessen, Zigarren en detail und en gros, Spezialität Importen in Kamberg, kann jedenfalls ganz andere Ansprüche machen. Offizier oder so was, wissen Sie. Aber es ist ein Grundsatz von mir, als Vater meinem Kinde bei der Wahl des Gatten nur beratend zur Seite zu stehen und den Willen des Kindes nicht ganz und gar dem meinen unterzuordnen. Darum hab' ich auch hier nicht mein Veto" — Herr Vogt sprach ein sehr scharfes f — „eingelegt, wiewohl ich zunächst nur mit sauersüßer Miene zusehen kann. Der ‚Traum meiner Jugend', Herr Bach, ist ein anderer gewesen."

Gilbert schwieg. Das Uebergewicht der Persönlichkeit Vogts wirkte verblüffend auf ihn. Er war hilflos dieser Abgeschlossenheit des Urteils gegenüber.

„Is gar nicht nötig, daß Sie antworten, Herr Bach," fuhr Vogt nach einer Weile fort. „Nur die Schrullen sollen Sie abtun. Uebrigens: ich hab' eine famose Idee. Dazu brauch' ich aber Ihr Gut-

achten. Hören Sie. Aber zuvor trinken wir noch-mal. Apropos: rauchen Sie. Importe. Bischen kräftig, aber vorzüglich. 1,50 Mk."

„Was Sie sagen? Das Stück 1,50?"

„Selbstverständlich. Maria, bitte Feuer. So. Na also. Gut, nich? Das is übrigens die Zigarre, mit der der Spaß auf der Jagd passiert ist. Kennen Sie doch?"

„Bedaure."

„Auch nich? Nun ja: ‚ich komme vom Gebirge her', was? Also: Diese Zigarre lief're ich einem jungen Rittergutsbesitzer, dem Herrn von Wehrburg-Heimhausen, reicher Mann. Sehen Sie. Der ist da neulich mit auf der königlichen Jagd und der König hat sein Zigarrenetui daheim liegen lassen. ‚Hat einer der Herrn vielleicht eine Zigarre bei sich?' fragt er. ‚Zu dienen, Majestät', sagt Wehrburg, ‚kostet 1,50.' — ‚Bedaure, das ist mir für eine Zigarre zu teuer', sagte der König und verzichtet. Viel belacht worden damals. Ich weiß eigentlich nicht, was da so lächerlich dran ist. Jeder raucht doch, so teuer er mag, nich?" . . .

„Du wolltest uns von Deiner Idee erzählen, Papa!" Maria lenkte mit diesen Worten auf das vorige Gespräch zurück.

„Ja also, die Idee," sagte Vogt. „Das mit Ihrer Musik lassen Sie mal ruhig beiseite. Sie werden Handelsschullehrer, zunächst in Kamberg.

Das machen wir schon. Mangel an guten Lehrkräften für die Handelsschule ist immer. Dann bewerben Sie sich sobald wie möglich um ein Direktorat. Seh'n Sie, dann sind Sie was. Freilich brauchen Sie dazu Sprachen. Aber wissen Sie was? Ich stelle Ihnen die Mittel zur Verfügung, damit Sie sich zur Vervollkommnung in den Sprachen in England und Frankreich für ein Jahr aufhalten können. Schlagen Sie ein!"

Gilbert Bach stammelte einige unbeholfene Worte. „Das ist sehr hochherzig," sagte er, „Herr Vogt. Wenn Sie meine Verlobung mit Maria aber davon abhängig machen — nun denn: so sei's!" er reichte Vogt die Hand und küßte seine Braut.

Bald darauf schritten die drei hinüber zum Schulhaus, der Mutter die Botschaft zu bringen.

*

Es war Mitternacht geworden, und Gilbert Bach saß noch allein in dem traulich durchwärmten Zimmer. Er dachte an Hertwig Reif. Der mußt' ihm morgen auf die Schulter schlagen und entsetzt fragen: „Junge, das hast Du gemacht?"

Aber die ungewohnte schwere Habana, der Bordeaux hatten ihn in eine Stimmung versetzt, die ihn über die Wandlung seiner Pläne um so leichter hinwegkommen ließ.

Was lag jetzt daran? Fast über Nacht hatte sich ihm ein glatter Weg in die Zukunft eröffnet,

ein glatter Weg in's Leben an der Hand eines geliebten Mädchens. Freilich: wenn Vogt die Koſten eines Jahres Konſervatorium getragen hätte ... ‚Sonderbar iſt's doch', dachte Gilbert. ‚Das Schickſal arbeitet mit ſtarkem Geſchütz: Erſt die grundſätzliche Abneigung der Eltern, die Armut, die die Mittel verſagte, und ſchließlich das unverblümte Nein des Schwiegervaters' ... Ein buntes Heer haſtender Gedanken nahm an ſeinem unabläſſigen Wandergange durch das matterhellte Zimmer teil. Im Ofen praſſelte das Feuer.

Gilbert Bach ſchrieb in dieſer Nacht das Geſuch an das Miniſterium um einen einjährigen Urlaub zum Zwecke der nötigen Sprachſtudien.

Dann legte er ſich angekleidet auf das Sofa. Die Lampe ſurrte leiſe, ſurrte ihn in Schlummer. Am Morgen wollte er dem ſchwankenden Poſtwagen, der Hertwig Reif über das Gebirge führte, entgegengehen.

Elftes Kapitel.

Wie der Morgenhahn in den Frühnebel rief, trat Gilbert auf die Dorfstraße, um bergwärts zu wandern. Auf den Gütern war man schon wach. Die Straße hallte vom Tritte des einsamen Wanderers. Noch verhüllten die Schleier der Oktobernebel das Antlitz des Tages. Bach vernahm das Rauschen der Röhrbronnen — es war anders als am Tage, wenn das Leben wacht. Vom Wald herüber kreischte ein erwachender Häher und schreckte die scheue Stille. Rauschend flog ein Flug reisefroher Stare tief durch den Nebel.

Gilbert sann so in sich hinein. Da war er wieder, der Traum, der in der kurzen Zeit seines Schlafes an sein Lager getreten war: die Schnecke der Geige war zum Antlitz geworden. Das Griffbrett flatterte wie ein dunkler Spitzenshawl der Trauer. So stand die Geige am Bett. Sie klang wie leises Weinen. Das weckte Gilbert, und sein gepreßtes Herz hieß ihn hinausgehen in die verdämmernde Nacht.

Die Güter verschwanden. Der Wald trat bis an die Ränder der Straße heran. Die silbernen

Stämme der Birken ſtanden in langen Reihen zu beiden Seiten. Im Walde war ein Fallen von klingenden Tropfen.

Der Tag kam. Ströme goldenen Lichts floſſen hinein in die Nebel. Der Morgenwind lief vor ihnen her und nicht lange, da klangen von den Türmen der Dorfkirche die Frühglocken des Sonntags.

Wenn die Glocken über das Gebirge laufen, all' die Feldraine und die Waldſteige entlang, und in jedes einſame Gehöft hineinrufen: ‚Hört! Hört! Sonntag! Kommt mit'. — dann iſt's acht Uhr. In den Dörfern iſt alle Früharbeit getan. Die Leute ſtehen in den Toren und verſtehen die Glocken. Und ſie lauſchen ſich in's Herz, ob das auch ſtimme zu dem Klange der Feiertagsſtille.

Ueber den Waldgrund ſprang der Bergbach herunter. Er ſchüttete ſein Silber in das Gold, das der Tag in die Lichtung warf. Das gab einen feinen Klang und rieſelte über die Steine und ſprang empor oder flog in's Moos wie blanke Doppelkronen. Und der Bach faßte im Fallen über das Geſtein einen Nebelſchleier, wehte damit in's Gold des Morgens und grüßte die Sonne. Die war ja die Tage her nicht dageweſen.

Und dann kam das Waldgaſthaus, vor dem alle Wagen halten, die über's Gebirg fahren. Der Zaun um das Gärtlein ſtand ein wenig ſchief. Macht nichts. Das hat der Wind getan, der

manchmal in Kopfstürzen oder radschlagend den Berg herabkugelt, wie ein Bauernjunge den Talhang.

Der Zaun lehnte an den buschigen Georginen, lehnte an den dichten Stachelbeersträuchern, in die der Wind auch schon getreten hatte. Und Sonnenrosen standen wieder da — überall Sonnenrosen.

Die Leute nannten das Waldgasthaus ‚Den stillen Fritzen', weil's gar so verträumt in die Einsamkeit sann und mit den kleinen Fensteraugen im Dache so märchenhaft in den Tag blinzte. Im Waldgasthaus rastete Gilbert von der morgendlichen Wegfahrt durch Tauwald und Sonnenschein.

Vor dem Waldgasthause rastete eine Stunde später auch die gelbe Postkutsche. Sie kam aus einer andern Zeit. Im Gebirg ist da und dort die andere Zeit noch lebendig.

Hertwig Reif saß bei dem Kutscher auf dem Bocke. Der Mann half ihm seinen Tabak rauchen; so einen hätt's hier gar nicht im Gebirg, sagte er.

„Kommen Sie weither?" hatte der Rosselenker gefragt. Reif antwortete ihm.

„Wo naus ist das?" entgegnete ihm der Kutscher.

Hertwig lachte: „Ich bin sechzehn Stunden mit der Eisenbahn gefahren."

„S'is nich möglich. Und immer durch's Deutschland?"

„Immer."

„Sie wollen das Gebirge abmalen oder ſo? Manchmal ſitzt einer daheroben vor einem Geſtell, der malt auch. Ich denk' nur, weil Sie juſt auch ſo ausſehen, wie jener." —

Plötzlich ſang das Rad hinter dem Schleifzeug den Berg herab, daß Gilbert unſanft aus ſeinen Gedanken geriſſen ward. Da ſtand er auch ſchon draußen auf der Waldſtraße, gerade vor der großen roten Morgenſonne und ſchwang den Hut.

Mit einem Male war Hertwig Reif vom Bock herunter und lief dem kreiſchenden Rade vorauf.

Da hatten ſie ſich, die beiden! Und ſie hörten ſchweigend den Schlag ihrer Herzen. — —

Der ſchaukelnde Poſtwagen, der zur beſtimmten Zeit in Hohendorf einzutreffen hatte, war davongerumpelt und den Blicken der Freunde entſchwunden, die in den glanzvollen Morgen hineinſchritten. Ihre Seelen drängten zum raſchen Austauſch der Erlebniſſe. Flüchtig, ſprunghaft ward berichtet. Es war viel, was das Jahr ihnen gebracht.

„Nun und Du?" fragte Reif, nachdem er erzählt. „Wie weit biſt Du?"

„Bis zur Verlobung," entgegnete Gilbert und ſchaute dem Freund ernſt und erwartungsvoll in's Geſicht.

Das rüſtige Fürbaßſchreiten war unterbrochen.

„Bis zur Verlobung?" fragte Reif erſtaunt. Dann ſchüttelte er Gilbert lachend die Hand. „Wann iſt denn die Sache vor ſich gegangen?"

„Gestern."

„So ist ‚sie' hier?" fragte Hertwig und seine Freude wich nachdenklichem Ernste. „Hier in Hohendorf, Gilbert?"

Die Erklärung war rasch gegeben.

„Und die Zukunft?"

„Mein Leben hat durch diesen Schritt ebenso schnell als unvermutet eine Wendung erhalten, an die ich zwei Tage früher nicht zu denken vermochte."

„Und die Kunst?"

Gilbert Bach zuckte die Achseln: „Die bleibt zunächst auf Selbststudium beschränkt."

„Nein, Gilbert, niemals! Ich stelle Dir das Honorar für die erste Auflage der Buchausgabe von ‚Frau Treue' — es sind 1200 Mk. — zur Verfügung. Das langt zunächst zur Not für ein halbes Jahr. Und ehe das vorbei ist, wird Rat werden. Mein Unterhalt hier wird geringe Ansprüche stellen. Soweit reichen meine Honorare und geringen Ersparnisse. Wir wollen die Angelegenheit zuhaus sofort erledigen. Ein Freundschaftsdienst, den Du annehmen mußt!"

„Die Antwort, die ich Dir geben möchte," entgegnete Gilbert, „erspare mir für den Augenblick. Ich stelle Dich nachmittag meiner Braut und meinem Schwiegervater vor. Dann erfährst Du alles und wirst einverstanden sein." So erreichten die Freunde

die Nähe Hohendorfs. Die Feierſtille der Kirchſtunde lag auf den Gefilden, lag auf den Höfen.

Wenige hundert Schritte von dem Hauswald'ſchen Gute, das das obere Ende des Dorfes bildete, lag einer im taufeuchten Graſe des Grabens, der zur Seite der Straße läuft. Als der Mann die Schritte vernahm, richtete er ſich empor und taſtete nach der Mütze, die ihm vom Kopfe gefallen war.

„Ich hab' mich nicht heimgefunden heut Nacht. Da bin ich doch wahrhaftig bergauf gelaufen! Ho, und das ſind ja die beiden Schulmeiſter!"

Er ſtreckte den Nahenden die Hand entgegen und lallte unverſtändliche Worte.

„Zieht mich heraus, Kinder, mir iſt die Kälte der Nacht in den Gliedern und hat mich ganz ſteif gemacht. Ich bin Hermann Raſche, kennt Ihr mich nicht? Weil Ihr ſo erſtaunt dreinſchaut."

Sie richteten Raſche auf. Der legte ſeinen Arm vertraulich um den Hals Gilberts und war kaum imſtande, zu ſtehen. Gilbert ſuchte ſich von ihm zu befreien.

„Du wirſt das Fräulein heiraten, Schulmeiſter! Ha, ich weiß! Aber ich — ich werde auch heiraten. Die Lina. Heute nachmittag wirſt Du's hören. Da wird geſchoſſen, geſchoſſen wird heute. Der Hermann heiratet die Lina!"

Reif ſah Gilbert erſchrocken an. Während ſie einige Schritte vorwärts taten und den Betrunkenen ſtützten, begann der wieder zu ſtammeln.

„Wißt Ihr, das Laufen iſt mir zu mühſam. Ich hab' ſchlecht geſchlafen dieſe Nacht und hab' noch etwas nachzuholen. Heut' Nachmittag muß ich wohlauf ſein. Jetzt ſchlaf ich lieber erſt fertig."

Damit ſtolperte er wieder in den Graben.

„Vergeßt nicht: der Hermann heiratet die Lina!" rief er den beiden nach. Dann ſank er in das naſſe Gras.

Gilbert erzählte, wie das mit dem ſo gekommen. Ein Knecht, den ſie trafen, ging hinaus und leitete den Betrunkenen in die Scheune des Hauswald'ſchen Gutes. Dort lag er auf dem Stroh und verſchlief ſeinen Rauſch, wie die Leute aus der Kirche heimkehrten. — — —

Es dauerte nicht lange, wußte das Geſinde um den Zuſtand Raſches und ſeinen Aufenthalt im Dunkel der Scheune. Die Mägde, die ihre Kirchkleider ausgetan, ſtanden flüſternd vor der Haustüre und ſchauten mitunter verſtohlen nach dem Tore der Scheuer. Wie ſie Hauswald mit Lina Weigert die Straße heraufkommen ſahen, gingen ſie auseinander. Hauswald, der dem jungen Raſche von jeher nicht grün geweſen war, durfte von dem Vorfall nichts erfahren, umſoweniger, als unter dem Geſinde die Anſicht verbreitet war, daß ſich Lina Weigert der Werbung Raſches nicht ganz verſchließe. Es ſei nur die Furcht vor dem Alten, behaupteten die Leute, die Linas Zuneigung nicht offenkundig mache.

Als der Bauer mit der jungen Frau in das Haus getreten war, ſtahl ſich eine Magd an die Bäuerin heran und erzählte ihr von dem Zuſtande Raſches. Lina erbleichte und ihr Herz ſchlug hörbar. Wie der Alte in ſeine Stube getreten war, ſchlich ſie hinüber in die Scheune. Das Tor war nicht ganz geſchloſſen. Ein dämmerig Licht rann in den Duft von Heu und reifem Korn, der in der Scheune ſpann. Die Bäuerin trat lautlos zu dem Schläfer und rüttelte ihn.

„Hermann", ſagte ſie, wenn Dich der Vater ſieht, biſt Du zum letzten Mal auf dem Gute geweſen."

Raſche erwachte, und als er den Klang der vertrauten Stimme vernahm, richtete er ſich auf.

„Biſt Du's, Lina? ſagte er und erfaßte das Kleid der verängſtigten Frau.

„Laß mich los," ſagte ſie halblaut, „und ſieh', daß Du unbemerkt aus dem Hofe kommſt. Wenn der Bauer erführe . . ."

„Lina, weißt Du, der Schulmeiſter heiratet auch."

Raſche redete ſo laut, daß man ſeine Worte über den Hof hin hören konnte. Aus der Stalltüre lauſchten die Mägde und kicherten.

„Laß mich los und ſprich leiſer," mahnte die Bäuerin.

„Ich laſſe Dich nicht los," rief Raſche wieder, „diesmal nicht, bis Du mir ſagſt, daß Du mich willſt."

„Du reißt mir das Kleid herunter," rief die Bäuerin angſtvoll. Aber ſchon begann ſie, der Laſt, die ſich an ihren Rock hing, nachzugeben und ſank auf die Knie neben den Strohhaufen, auf dem Raſche ſaß. Er ſchlang ſeinen Arm um ihre Hüfte. Sein Auge ſtarrte in ihr bleiches Geſicht. Sie drängte ihn mit beiden Armen von ſich. Er aber näherte ſich ihr immer mehr, zwang ſie in ſeine Arme und preßte ihr ſeine Lippen auf Stirn und Mund. Die junge Frau verſuchte, vor dem Hauch ſeines Atems zurückzuweichen. Vergebens. Die Arme Raſches umſchlangen ſie wie eiſerne Klammern.

„Laß mich los, ich ſchreie!" rief ſie ihm zu. Der gierige Blick des Mannes brannte ihr in das Herz.

„So ſchrei' doch," ſagte er wild, „immer ſchrei! Sie ſollen wiſſen, daß ich der Deinige bin: ſonſt nimmt's kein Ende, dieſes ewige Quälen. Der Bauer? Was geht's den Bauer an! Dich will ich. Dich!"

Da ſchrie das verzweifelte Weib. Als käm' der Ruf aus dem Grabe heraus, ſo ſcholl er dumpf und angſtvoll über den Hof. Ein Knecht ſtürzte herzu, die Mägde folgten ihm. Sie riſſen das Scheunentor auf. Der Strom goldnen Morgenlichts brach in die Scheune. Da ſaß der verſtörte Mann und hatte das bleiche Weib in ſeinen Armen. „Hilfe!" ſchrie die Geängſtigte. Der Knecht, der Raſche vorher aus dem Straßengraben in die Scheune

geleitet, befreite die Bäuerin aus den Armen des halbbetrunkenen Mannes.

Der Hilferuf hatte den Bauer auf den Hof gelockt. In Hemdsärmeln sprang er hinüber zur Scheune und stürzte sich auf Rasche.

„Du," sagte er, „du! Was ist das?"

Er hatte ihn mit beiden Händen vor der Brust gefaßt und vor sich hingestellt.

„Soll ich Dich mit der Peitsche vom Hof jagen, Du Hund?"

Der Bauer schrie in ohnmächtigem Zorn. Er stieß den Taumelnden gegen die Brettwand. Der hob den Arm und war daran, sich auf den Alten zu stürzen. Da sprangen die Knechte dazwischen und fielen Rasche in die Arme. Der vermochte nicht zu widerstehen, wie er sich auch zur Wehr setzte. Ein Ringen begann. Der Bauer schrie nach Stricken. Sie fesselten Rasche. Er warf sich gebunden auf die Tenne. Aber sie richteten ihn wieder auf und führten ihn gefesselt die Dorfstraße hinab. Kinder und Frauen liefen hinterdrein.

Zwölftes Kapitel.

Nicht lange nach Mittag erschien Gilbert Bach in Begleitung Reifs, um seinen Freund Vogt und Maria vorzustellen. Maria begrüßte ihn mit herzlichem Handschlag, und ihr leuchtendes Auge verriet, daß sie Reifs Ankunft mit Freuden erwartet habe. Sie gedachte unter dem Einflusse des Freundes alle Bedenken, oder wenigstens alle Wehmut, die sie in Gilbert vermutete, beseitigen zu können. Diese Hoffnung war freilich geschwächt worden, als Vogt am Morgen des Sonntags von der Abreise sprach, welche am Nachmittag erfolgen sollte. Man hatte für vier Uhr einen Wagen bestellt, und Maria verkündigte den Eintretenden diese Botschaft halb traurig, halb scherzhaft grollend gegen den Entschluß ihres Vaters.

Vogt schlug vor, den Nachmittag am Tisch bei einer Zigarre und Kaffee zu verbringen. Er lenkte das Gespräch alsbald auf die gestrige Verabredung mit Gilbert, diesen zum Zwecke der sprachlichen Ausbildung nach London und Paris zu schicken.

„Generös, nich?" fragte er, innerlich befriedigt, und wartete lächelnd auf Reifs Antwort.

„Keine Frage," entgegnete dieser. „Es wäre nur zu bedenken, ob die rasche Wendung des Ge-

schicks für Gilbert so von Vorteil ist, daß er nie Reue empfindet, weil er Ihnen so willfährig entgegengekommen."

„Na, hören Sie mal! Oder hab' ich nicht recht verstanden?"

Vogt war nach der bestimmten Rede Reifs verblüfft. Dieser fuhr fort:

„Allerdings. Gilberts Befähigung ist so ausgesprochen, daß ich es für ein Unglück halte, wenn ihm die Wege verlegt werden, die sich ihm zur Verwirklichung eines liebgewonnenen Jugendideals erschließen."

„Is ja Unsinn, Herr Reif! Wissen Sie denn auch, welche Aussichten sich Gilbert bieten? In zwei, drei Jahren ist er Handelsschuldirektor. Dafür glaub' ich garantieren zu können.

Man sprach hin und her. Vogt war aber ganz und gar nicht der Mann, sich überzeugen zu lassen. Außerdem: es handelte sich für ihn um einen Kampf gegen vorgefaßte Meinungen, in denen er dermaßen befangen war, daß eine Auseinandersetzung im vornhinein überflüssig war.

„Bitte, wollen Sie sich nicht bedienen?" sagte Vogt und reichte die Habana herüber.

„Danke sehr. Ich muß Ihnen offen gestehen," begann Reif das Gespräch sinnend von neuem, „daß ich verwundert über meine Ruhe bin. Sie kennen unser Freundschaftsverhältnis und wissen jetzt, daß

der Gedanke für mich die heimliche Freude mehrerer Jahre gewesen ist, Gilbert zum Studium zu verhelfen. Eine förmlich gehätschelte Freude, deren erhoffte Erfüllung mich froh machte. Nun liegt sie im Staub. Nun macht sie mich arm. Am bittersten aber ist es, daß ich einen Tag, einen Tag zu spät gekommen bin. Und wenn ich nicht wüßte, daß sie zwecklos wären, würde mich diese Tatsache zu Auseinandersetzungen mit Ihnen verleiten können, die unerfreulich werden müßten. Aber es würde mir leid sein, die Erinnerung an diesen Tag für Gilbert trübe zu gestalten. Darum gestatten Sie, daß ich mich Ihnen empfehle. Ich bitte Sie, darin nicht eine Unhöflichkeit zu erblicken und meine Reise, die die Nacht hindurch währte, als genügende Entschuldigung zu betrachten." — —

Nach der Abreise Vogts und Marias — der Abend begann schon hereinzubrechen, als der Wagen hinter dem Dorfe verschwand — kehrte Gilbert Bach in das Schulhaus zurück. Dämmerung war im Zimmer, und Reif saß der Mutter Bachs schweigend gegenüber. Der Rauch seiner Zigarette schwebte in weichen blauen Flächen durch das Zimmer. Als Gilbert die Tür öffnete, wirbelten die blauen Wölklein erschreckt durcheinander.

Gilbert lehnte sich mit dem Rücken gegen den dunkelgrünen Kachelofen. Die alte Frau trug die Lampe herbei.

„Ich danke Dir, Hertwig," ſagte Gilbert nach einer Weile.

„Wofür?"

„Für die Rückſicht, mit der Du meinen Schwiegervater behandelt haſt. Es iſt Dir hart angegangen, die Ruhe zu wahren."

„Auf Verſtändnis hätt' ich bei dem überhaupt nicht rechnen können — und wenn mir die Dialektik des Demoſthenes zur Verfügung geſtanden hätte, nicht?" ſagte Reif.

„Leider — nein. Aber ich glaube, Vogt entſchuldigen zu können. Jedenfalls iſt ſeine Fürſorge im Hinblick auf ſein Kind verſtändlich."

„Hm. Ich erinnere dich daran," entgegnete Reif, „was ich früher von dem Engbürgertum der Kleinſtadt geſagt habe! Das iſt nun mal nicht anders, und mir iſt immer klarer geworden, daß gerade der Künſtler — und kein anderer als er — dieſes Kleinbürgertum heilſam zu beeinfluſſen imſtande ſei. Gerade der Künſtler, an dem es heute mit Achſelzucken vorübergeht! Kunſt für's Volk, Gilbert! Das heißt, eine Kunſt, die das Volk verſteht! Zunächſt mal ein Kunſtgewerbe, das dieſes Volk zu ſich heranzuziehen vermag und nicht zu ſeinem Geſchmacke hinabſteigt. Und auf nationaler Grundlage muß dieſe Kunſt ſtehen. Oh, unſere Gelehrtenkunſt! Oh, dieſes törichte l'art pour l'art! . .

Aber siehst du, da reit' ich wieder durchs Traumland und zwar durch ein ganz fernes, zu dessen Entdeckung noch ein halbes Jahrhundert nötig ist."

Es war eine Zeit drückenden Schweigens, die diesen Worten folgte. Hertwig Reif war aufgestanden und schritt sinnend durch das niedere Zimmer.

„Ja so — zu dir. Du hast dir die Sache also so gedacht: In vier Wochen ein Jahr nach England und Frankreich, Handelsschullehrer, Handelsschuldirektor. Und wenn das nun nicht so geht? Und ich sage dir: es wird nicht gehen! Wenn du über die Zeit der ‚ersten jungen Liebe' hinaus bist, dann wird die heimliche Sehnsucht kommen und wird dir die Geige in die Hand drücken — Gilbert, denkst du, die Muse, die dich zu ihrem Schoßkinde gemacht, läßt sich so von deiner Türe weisen? Und wenn dann das Gespenst der Reue an dich herantritt und dich höhnisch auf die Schulter klopft, und du kannst nicht anders, als ihm mit einem wehmütigen Blick und mit dem Worte voll unsäglichem Leid begegnen: ‚Zu spät!' — was dann? Fürchtest du dich davor nicht? Und ich weiß, eine so starke Befähigung läßt sich nicht mir nichts dir nichts verachten. Gilbert, die rächt sich! Deine Verirrung — —"

„Du wirst ungerecht, Hertwig!" fiel ihm Bach in die Rede.

„Glaubst du? Das eine muß ich dir noch sagen: du hast deine Liebe mit deinem Talente und

dem Traum deiner Jugend bezahlt. Ein Weib mag für ſeine Liebe alles geben. Ein Mann bezahlt ſie, wenn er ſo handelt wie du, zu teuer!"

Während ſie noch ſprachen, war die Herbſtnacht vollends hereingebrochen. Die Sonne hatte ſich ſchon am ſpäten Nachmittage hinter den Wolken verſteckt. Jetzt flog ein Wind über die Berge. Der warf die Blätter in den Staub und ſpielte ſein tolles Spiel mit ihnen.

Vor den Fenſtern der Schule wurden haſtige Tritte vernehmbar. Rufe erſchallten. Von Ferne kam ein Rollen — das war wie Herbſtgewitter. Aber die Rufe wurden heftiger.

Die alte Frau eilte, die Kammerfenſter zu ſchließen. Sie wollte dem nahenden Regen den Eingang wehren. Auf der Straße mehrten ſich die Rufe. Sie wurden lauter. Da — ein ſchreckensvoller Schrei aus dem Nebenzimmer. Gilbert ſtürzte hinaus. Da ſaß ſeine Mutter, auf dem Stuhle — zuſammengebrochen.

„Feuer," ſagte ſie und ihre Glieder ſchlotterten, „Feuer, mein Gott!"

Und der Wind ſprang über die Dächer, und der Wind blies in die Flamme, die auf dem Strohdache der Scheune des Hauswaldſchen Gutes tanzte. Er blies ſie fort. Sie ſprang hoch auf. Auch aus dem andern Giebel drang der Rauch. Feurige Lohe ſchlug nach. Das ziſchte, knatterte, rauſchte. Der Wind heulte. Die Leute jammerten, ſchrieen. Raſſelnde

Räder rollten, das Geſchrei übertönend. Von allen Seiten rannten die Menſchen durch die Nacht. Der Himmel ward rot, als brenn' er mit. Die Wolken jagten tief. Und der Wind! Der Wind! Der ward immer wilder, riß an dem Dache, riß an den Flammen, ſetzte da eine hin, ſetzte dort eine aufs Dach. Die fraß, lief, wirbelte fort, ſprang zu den andern. Eine wilde, gewaltige Lohe ſchlug gegen die Wolken. —

Rettung?

Da gibt's nichts zu retten! Die ganze Ernte iſt in den Scheunen. Und der Wind jagte die Flamme auf das Dach der kleinen Scheuer daneben. Die fraß ſich fort.

Die Spritzen raſſelten die Straße herab und herauf.

Waſſer! Waſſer!

An dem Dorfteich waren die Pumpen aufgeſtellt. Von dort her und aus dem Bache, der an der Straße hinlief, wurde das Waſſer geleitet. Aber ſchneller als der Strahl, lief die Flamme; und das Geſchrei der Menge flog ſchaurig durch die ſtürmiſche Nacht. Die Glocken riefen von allen Türmen der Nachbardörfer. Jetzt brennt das Wohnhaus! Über den Stall kam's her, das goldene verfluchte Feuer! Die Kühe raſen aus den Ställen und brüllen.

Das ganze Hauswaldſche Gut iſt ein wogendes Meer von Flammen.

Und auf dem Düngerhaufen, der am Rande des Gutshofes liegt, und auf den die brennenden hochgewirbelten Strohbündel herabfallen, so daß er zu rauchen beginnt, — das Feuer will auch ihn fressen, — steht einer und schwingt die Mütze.

„Fort mit dem! Der hat wieder getrunken! Schon schlägt die Flamme aus dem Düngerhaufen, gebt acht, die springt ihn an!"

Ein Knecht stürzt herzu und noch einer. Rasche schlägt wütend um sich.

„Ich?" ruft er, „ich? Nein, ich war's nicht! Nur die Scheune, hahaha, die hab' ich angebrannt! Sie haben mich drinnen gebunden. Sie haben mich mit Füßen gestoßen. Ha, Lina, warum hast du gesagt, ich will dich nicht? Die Scheune, die mußte brennen. Hurra! Das hab' ich ganz leise hineingetan. Ein einzig Holz. Ha, wie das flackerte, wie das rauchte, wie das tanzte, am Gewände empor, in die Panzel hinein! Ich wollte, heut sollten sie schießen. Warum hat sie nein gesagt? — Die Scheune — das hab' ich getan. Dir zum Trotz und dir Bauer, daß dir einer den Nacken beuge! Jammere nur! Aber das andere, die Ställe, das Haus, das ganze Meer von Brand und Flammen — das war ich nicht! Bei Gott, ich war's nicht!"

Rasche stand vor den zitternden Menschen und lachte ihnen grauenhaft ins Gesicht. Sein wilder

Ruf übertönte das Brauſen der Elemente, übertönte das Brüllen der Rinder.

Da feſſelten ſie ihn zum zweiten Male und führten ihn fort.

Lina Weigert war in den Staub der Straße geſunken. Man hatte ſie in ein benachbartes Gut getragen und auf ein Lager gelegt. Sie wußte nicht, was ſie verlor.

In ſtarrem Schweigen ſtand der alte Bauer und ſchaute in die freſſende Lohe.

„Da haben Menſchen nichts zu ſchaffen", ſagte er. „Das frißt, bis nichts mehr da iſt."

Männer hatten den Hausrat zu Fenſter und Türen herausgeworfen. Andere hatten ihn abſeits auf die Wieſe geſchafft. Dort lag er, ein Haufen wirrer Trümmer.

Immerfort riefen die Glocken. Immerfort kämpften Feuer und Waſſer.

Wie man ſah, daß das ganze Gut bis auf die Umfaſſungsmauern in roter Glut ſtand, in die das praſſelnde Balkenwerk verſank, das einen goldenen Funkenregen emporwirbelte, richteten ſich die Spritzen gegen die in der Nähe befindlichen Häuſer. Als der Wind ſeine Arbeit getan, rannte er heulend von dannen. Die Nacht ward ſtill. Der Regen ziſchte in den Brand. Der Tag kam grau über die Berge.

Er ſah das blühende Anweſen in einen rauchenden Aſchehaufen verwandelt.

Den ganzen Tag über kräuselte noch der Qualm aus dem verkohlten Balkenwerk, das schwarz aus dem armen Aschehaufen herausstarrte.

Dann und wann kamen Menschen, liefen um die Brandstatt, schüttelten die Köpfe und gingen wieder heim. Ihr Schweigen war beredter, als es ihre Worte hätten sein können.

Und im Nachbargute, das jenseits der Straße stand und ein wenig tiefer lag, saß der alte Bauer an dem Lager seiner Pflegetochter. Es wollte schon wieder Abend werden. Und immer hatte die die Augen noch nicht aufgeschlagen.

Hauswald hielt ihre Hand in der seinen. Er hatte die Ellenbogen auf seine Knie gestützt und starrte zu Boden. Man ließ ihn allein mit der Ohnmächtigen, der der tiefe Schlaf das große Leid verbarg, das über sie gekommen. Seine Augen waren ohne Glanz. Was wartete noch auf ihn? Er sann, er grübelte. Dann legte er die Hand der bleichen Frau in ihren Schoß. Er sah sie eine Weile an. Ihm war, als atme sie nicht mehr.

Tot?

Es war, als schauere ihn vor diesem Gedanken. Ein Zittern kam in seine Lippen. Er schloß die Lider einen Augenblick. Er wollte den Tod nicht sehen — das wäre zu viel! Zum ersten Male in seinem Leben überkam ihn die Furcht. Er wendete sich und schritt leise aus der Stube.

Nebenan saß die Bäuerin.

„Ich will hingehen," sagte er, „und will sehen, was zu tun ist. Es wird Arbeit für mich geben."

Draußen in der Küche, in die er aus dem Hausflur sehen konnte, saß sein Gesinde.

„Ich kann euch nicht mehr brauchen, Leute," sagte er. Seine Stimme war klangloser, denn je. „Arbeit gibts nicht. Das Feuer hat alles gefressen. Ich will die Felder verkaufen und will nichts wieder aufbauen, nichts. Vor fünfzig Jahren hat ein Häuslein gestanden, wo jetzt der Aschehaufen ist. Wie jenes war, soll in Zukunft eins an dem Platze stehen, der jetzt schwarz ist vom Brand. Und ein Garten soll darum sein — das ist groß genug für mich. Ich dachte, ich würde mehr fertig bringen in meinem Leben . . ."

Er zog den Beutel aus der Tasche und lohnte das Gesinde ab bis zum Ende des Jahres. Er gab den Knechten die Hand und den Mägden.

„Von der Bäuerin könnt ihr nicht Abschied nehmen," sagte er — „sie schläft, ja — sie schläft."

Seine Stimme zitterte bei diesen Worten. Es war, als könne er nicht glauben, was er sprach. Er dachte daran, daß er sich in diesem Augenblicke vielleicht eine Wahrheit verhehle. Er wollte nicht nachspüren. Darum schritt er hinaus in die Dämmerung.

Er traf Bauern und bot seine Felder feil. Er umschritt den Aschehaufen. Sein ganzes Leben, die

Hoffnung und die Arbeit dieſes Lebens lag darin begraben.

Die Bauern flüſterten, die Frauen ſteckten die Köpfe zuſammen: ‚Hauswald will verkaufen. Das Gut wird nicht wieder aufgebaut. Er will ſich nur eine Scholle Lands behalten, klein wie ſein Glück'.

Am Abend ſaßen die Leute beim Bier und erwogen die Preiſe des Landes, das an ihre Äcker grenzte. Es waren viel Käufer da, denn die Äcker Hauswalds waren die beſten der Gegend. Etliche ſagten auch, Lina ſei geſtorben. Etliche ſagten, ſie ſchlafe.

Das Geſinde in der Küche war ſchweigſam. Und wenn ein Wort fiel, ſo war es geflüſtert. Der Bauer meinte es doch gut mit ihnen — nun war ſo viel Leid über ihn gekommen, und er zahlte die Leute dennoch bis zum Ende des Jahres. Wenn ſie nur der Bäuerin noch ein Wort ſagen könnten! Eine der Mägde trat in die Stube und fragte, ob ſie Lina nicht auf ein Wort ſehen dürfe.

Die Frau öffnete die Türe zu dem kleinen Zimmer, in dem Lina lag. Links vor der Türe ſtand das alte Kanapee mit den hölzernen Seitenlehnen. Um die Wände lief eine braune Holzwand, und ein hölzerner Tiſch ſtand in der Ecke. Sonſt war nichts dort, als die tiefe Stille, und auf dem Fenſterbrett waren weiße Geranien.

Die Nachbarin blieb an der Türe ſtehen, legte die Hand um das Ohr und ſchüttelte mit dem Kopf.

Dann winkte ſie der Magd. Die trat heran und ſchaute über die Achſel der Bäuerin.

„Ich höre ſie nicht atmen. Sie liegt noch wie geſtern abend," ſagte die Frau.

Die Magd vergrub die Zähne in die Unterlippe. ‚Wenn ſie geſtorben wär', dachte ſie. Aber ſie ſagte: „So bleich war ſie immer."

Dann ging die Magd auf den Zehen aus dem Zimmer. Und das Geſinde blieb noch in der Küche ſitzen. Die Leute wollten wiſſen, wie's um die Frau ſtand, es wartete ihrer heute ja keine Pflicht.

Zwei Bauern kamen, die fragten nach Hauswald; ſie wollten von den Kühen kaufen, die da und dort in fremden Ställen ſtanden. Über das ganze Dorf war verſtreut, was der alte Bauer mit ſo großer Sorgfalt beiſammengehalten. Nun hatte es ihm ein neidiſch Geſchick doch entwunden.

Der Tag ward immer dämmeriger. Da kehrte Hauswald heim.

„Ich wollt' Euch fragen," ſagte er zu der Nachbarin, „ob Ihr mir Einſtand geben wollt für die Wochen, da ich ohne Obdach bin."

Die Bäuerin nickte und ſagte, das habe ſie für ſelbſtverſtändlich gehalten.

„Da dank ich auch," antwortete der Bauer: „Ich hab' Leute gedungen, die den Schutt forträumen und Leute, die mir ein Neſt bauen, ſo klein wie ich's brauche. Ihr wißt's nicht mehr — einmal hat

ſchon eins an dem Platze geſtanden. Dort fing ich an und dort hör' ich auf . . ."

Er ging leiſe in das Nebengemach, und als er eine Weile lauſchend am Lager geſtanden, trat er in die Tür und ſagte:

„Könntet Ihr mir wohl ein Licht geben?"

Die Nachbarin erſchrak. Sie reichte dem Manne die Kerze. Der zündete ſie an und trat von neuem an das Lager. Der goldene Schein fiel auf die weiße Stirn der jungen Frau. Er ſtreichelte ihr die Schläfen; der Bauer drückte ſanft auf die geſchloſſenen Lider, er nahm die Hand, die immer noch im Schoße der Frau lag — genau ſo, wie er ſie vorhin hingelegt. Dann wandte er ſich ab. Er blies das Licht aus, trat in die Stube und ſchloß die Türe hinter ſich.

„Die Lina iſt geſtorben," ſagte er.

Die Nachbarin weinte, aber ſie hatte keine Worte.

Dann ging der Bauer in die Küche und ſagte zu den Leuten:

„Ich weiß, ihr habt darauf gewartet, — meine Tochter iſt geſtorben."

Da drückten ihm die Leute die Hand und liefen hinaus in die Nacht. „Es wird ſchon wieder beſſer werden, Bauer," ſagte die letzte der Mägde, als ſie von dem Alten ging. Sie hatte kein ander Wort des Troſtes. Aber der Bauer verſtand die Rede nicht. Es war keine Hoffnung mehr in ihm.

Hauswald trat wieder in das Zimmer, in dem Lina Weigert lag. Er ſtellte die weißen Geranien auf den Tiſch. Es ging ein ſtilles Leuchten von den bleichen Blüten. Der Bauer tat die Flügel des Fenſters auf und bat die Bäuerin, ſie möge ihm helfen, das Lager in die Mitte der kleinen Stube zu rücken. Nun lag die Tote dicht an den weißen Blumen und der Abendwind wehte über ſie. Hauswald nahm ihre Hände und legte ſie gefaltet in ihren Schoß. Sie waren noch nicht ſtarr, aber ſie waren kalt.

In der ſelbigen Nacht ging der Bauer die Dorfſtraße hinunter, ging durch das ‚hohle Fichtch‘ und ſtieg drüben die Straße durch den Wald empor. Er dachte des Tags, da ſie Weigert auf dieſem Wege zu Grabe getragen hatten. Nicht lange danach hatten ſie hier den toten Lehrer geleitet.

Es war ein Rauſchen in den Fichten und war ein leiſes ſilbernes Licht darin. Das kam vom Monde, der ſein ſanftes Silber in die Welt zu gießen begann. Und das Rauſchen in den Wipfeln war wie eintönig Singen. Der Bauer lauſchte hinein.

Rechts der Straße rauſchte der Bach. Und die Wipfel ſangen — gerade wie damals die Kinder: ‚Geht nun hin und grabt mein Grab, denn ich bin des Wanderns müde‘ . . .

‚Es iſt, als könne der Geſang ſich nicht fortfinden aus dieſem Waldgrund‘, dachte der Bauer.

Er erreichte das Kirchdorf. Er klopfte an der Tür der Pfarre und ſagte dem Paſtor: „Lina Weigert iſt geſtorben.“

Die Männer beſtimmten miteinander die Stunde des Begräbniſſes, ſchritten eine Weile im Mondſchein durch den Pfarrgarten, und Hauswald erzählte, was er zu tun gedenke.

Mit warmem Händedruck entließ ihn der Pfarrer.

Er hatte Hauswald mitgeteilt, daß der Arzt morgen Vormittag auf das Gericht beſtellt ſei und den Totenſchein im Laufe des Tages wohl nicht werde ausſtellen können. Es handele ſich um Raſche. Wenn er den Brand angelegt habe, ohne ſich Rechenſchaft von den Folgen ſeiner Tat geben zu können, werde er morgen ſchon freigelaſſen. Der Vater des Irren behaupte, der Zuſtand ſeines Sohnes ſei längſt bekannt, weil er aber ſeiner Umgebung nicht gefährlich geworden, ſei der Arzt ſelbſt damit einverſtanden geweſen, daß er nicht in eine Irrenanſtalt gebracht werde.

„Und er iſt von Sinnen,“ ſagte der Bauer ruhig. „Sie hätten ihn ſehen ſollen, Herr Paſtor, wie er ſchrie: Ich hab' nur das Stroh angebrannt! Nur die Scheune! Das andere hat der Wind getan! Er iſt von Sinnen.“

Solche Gedanken begleiteten den alten Mann auf dem Heimweg.

Am andern Tage gegen Abend fuhr der Wagen in's Dorf, auf welchem der Irrſinnige neben ſeinem

Vater saß. Er dämmerte vor sich hin und grinste später den Leuten, die sich aus den Häusern drängten, vergnüglich zu.

Als sie in den Hof einfahren wollten, fiel er seinem Vater in die Zügel. Die Pferde standen. Er deutete nach dem Oberdorfe und hatte keine Lust, auf dem Gute seines Vaters Einkehr zu halten.

Was im oberen Teile des Dorfes geschehen war, war ihm wichtiger. Er riß an den Zügeln, als sie ihm der Alte versagte. Die Pferde traten zurück, und ein Knecht sprang hinzu, um die Tiere an der Trense zu halten. Andere kamen, die machten ihm deutlich, daß da oben nichts mehr zu suchen sei. Die Lina sei gestern gestorben.

„Gestorben," lachte er. „Ge—stor—ben?"

Da ließ er die Hände des Alten los und — als ob ihm jetzt der Sinn dieses Wortes erst aufgehe — begann er heftig zu schluchzen. Er ließ sich vom Wagen heben. Mehr getragen als schreitend gelangte er im väterlichen Gute an.

Sie brachten ihn in seine Kammer und legten ihn zu Bett. Sie verschlossen auch die Türe, die auf die Treppe herausführte.

Lange hörten sie ihn leise weinen. Es klang, als verhalte er sich mit dem Kissen den Mund. Dann ward's stille in der Kammer. Und als die Mitternacht kam, schlief das ganze Dorf. Nur das Mondlicht ging leise klingend über die Welt. Und

einzig aus dem Fenſter im Oberſtock des der Brandſtätte benachbarten Gutes rann rötliches Lampenlicht in den bläulichen Glanz der Nacht. Hinter dieſem Fenſter wachte Hauswald. Und in dem gleichen Hauſe unten war ein Fenſter geöffnet. Das Mondlicht fiel hinein und fiel auf eine weiße Stirn. Die war noch bleicher als das Licht der Nacht.

Wie die Uhren die Mitternacht gerufen hatten, tat ſich im Oberſtock des niederen Gutes, vor dem ſich in der Dämmerung die Leute zuſammengefunden hatten, weil Hermann Raſche heimgekehrt war, ein Fenſter auf. Ein Mann lehnte mit der Stirn gegen das Fenſterkreuz. Er ſtand lange. Dann beugte er ſich weit heraus und taſtete an dem weißen Gemäuer. Unter dem Fenſter hingen die Feuerleitern. Links vom Fenſterſtein lief der Blitzableiter am Hauſe hinab.

Der Mann lauſchte hinaus in die Nacht. Nur das Rauſchen des Dorfbachs war zu hören — nirgend der Schritt des Wächters, nirgend ein Laut, der die Nähe eines Menſchen verraten hätte.

Da ſtieg der Mann auf das Fenſterbrett, ſetzte ſeine Füße, die nur mit Strümpfen bekleidet waren, auf die querhängenden Leitern und taſtete ſich bis zum Blitzableiter. Die Hände feſt um den Draht geſchlungen, die Knie gegen die Wand geſtemmt, ließ er ſich ruckweiſe hinab in das taufeuchte Gras.

Er ſchritt lautlos um das Gut und hinter den Häuſern, hinter den Gärten dem Oberdorf entgegen.

Der Tau der Nacht netzte ihm die Strümpfe. Da und dort ſchlug ein Hund an. Dann war's wieder ſtille.

Der Mann gelangte an die Brandſtätte. Er lief über den Schutt, als ſuch' er etwas. Dann ſtand er lange einſam im Mondlicht und ſchaute hinunter zu dem Fenſter jenſeits der Straße, durch das der Nachtwind ungehindert Einlaß hatte.

Die Gardine, die über dem Fenſter war und nur vor die kleinen oberen Scheiben fiel, wehte ganz leiſe. Die weißen Geranien auf dem Tiſche waren von der Brandſtätte aus deutlich ſichtbar.

Der Mann ging über die Wieſe — das war die gleiche, über die hinweg er in jener dunklen Vorfrühlingsnacht zum erſten Mal zu Lina Weigert gekommen.

Damals hub's an, das große Elend. Damals nahm ihn der Tod an die Hand.

Raſche ging auf den Zehen, und ſeine Füße verſanken doch auch ohnedies ſchon in dem kurzgeſchnittenen weichen Raſen.

Oben war noch ein Licht. Wer dort wohl wacht?

Der Mann legte die Hände um den Mund, als wollte er hinaufrufen zu dem Fenſter, hinter dem jemand noch nicht ſchlief.

Aber er tat die Hände wieder fort und ſchwieg.

„Ich will hineinſteigen," ſagte er leiſe, „hineinſteigen — ja — ja. Wo habt ihr ſie hingelegt?

werd' ich ſagen. Zeigt ſie mir, denn ſie ſagen: ſie iſt tot."

Auf den Zehen ſchlich er noch ein Stück weiter. Je näher er dem Hauſe kam, deſto zögernder wurde ſein Schritt. Er ließ ſich auf die Hände nieder und kroch wie ein Tier durch den Tau.

Schritte, langſame ſchwere Schritte kamen die Straße herunter. Der Irre duckte ſich hinter das Gebüſch.

Der Wächter blies unfern die erſte Stunde, — dann wieder der ſchwere Schritt; der ward leiſer, bis er verhallte.

Raſche kroch auf Händen und Füßen bis an die Hausecke. Wie eine Katze kletterte er über das Stacket und ließ ſich drüben in den buſchigen Georginen zu Boden. Unter dem Fenſter richtete er ſich lautlos empor, die linke Hand umfaßte das Fenſterkreuz, mit dem rechten Ellenbogen ſtützte er ſich auf den Stein und ſchaute in das Zimmer.

„Da haben ſie dich hingelegt," ſagte er. Und ganz ſtill ſtarrte er auf die junge Frau, über die der Strom des ſilbernen Sternenlichtes floß.

Da! Da! . .

Raſche ſtreckte die Arme aus, ohne das Fenſterkreuz loszulaſſen.

Ein furchtbarer Schrei rang ſich von ſeinen Lippen; der flog häßlich in die Nacht, rannte an den Hügeln hin und ſuchte, wo er ſich verbergen könne.

Oben ward das Fenster aufgerissen. Rasche schrie wie ein verwundetes Tier. Er stürzte von dannen. Er rannte gegen den Zaun. Er rüttelte an dem Hemmnis, das sich ihm in diesem entgegenstellte. Noch einmal! Da barst das Stacket, und wie von Gespenstern gejagt, stürzte der Wahnsinnige davon. Er schrie das ganze Dorf aus dem Schlafe.

Zitternd stand der alte Bauer eine Weile vor dem geöffneten Fenster des Oberstocks. ‚Auch das noch!' dachte er, als er den Fliehenden erkannte.

Weil das Fenster der Stube, in dem die Tote lag, zu dem Garten hinausführte, hatte er's offen gelassen. So war's allenthalben Brauch, und nie hatte sich jemand hereingeschlichen, um diese Zeit dem Tode neugierig in das kalte Gesicht zu schauen.

Der Nachbar war wach geworden und trat in Hauswalds Stube. Die beiden stiegen die Treppe hinab. Das Licht in des Bauern Hand zitterte. Sie öffneten die Tür der Kammer. Da lag Lina Weigert. Aber sie hatte die Hände nicht mehr im Schoß gefaltet. Der rechte Arm war ihr über den Kopf gelegt und der linke hing schlaff herab.

Hauswald leuchtete über die bleiche Frau hin.

„Mich — friert."

Da fiel die Kerze aus des Bauern Hand. Sie fiel auf die Frau und verlöschte.

„Mich friert," sagte Lina noch einmal und „was macht ihr mit mir?"

Sie öffnete die Augen nicht. Sie regte ſich nicht, aber ſie ſprach.

Die Männer, die ſich, ſtarr vor Schrecken, an den Armen gefaßt, begannen zu begreifen. Hauswald nahm die Kerze wieder auf und warf Decken über die Totgemeinte. Er ſchloß das Fenſter. Die Bäuerin kam und legte Feuer in den Ofen.

„Ich bin nicht daheim," ſagte Lina. „Und es iſt hier ſo ſtill wie im Grab. Die Stille, ja, die Grabesſtille, die hat mich aufgeweckt."

Nicht lange danach rollte ein Wagen aus dem Bauernhofe. Der Nachbar fuhr, den Doktor von allem zu unterrichten.

Wie der Tag kam, und das Mondlicht zu verlöſchen begann, war der Arzt da. Lina Weigert lag zubett. Der Arzt redete lange mit Hauswald — er ſtellte ſein Kommen für den Nachmittag nochmals in Ausſicht.

Die Kranke blieb vor jedem neugierigen Blicke verſchont. Der Arzt ging mit Hauswald durch das Dorf. Sie bogen in den Gutshof Raſches ein.

Eine Stunde ſpäter führte der Wagen den Irrſinnigen, vom Arzt geleitet, von dannen. Er hat ſein Heimatdorf nie wiedergeſehen.

Dreizehntes Kapitel.

Ehe der Herbſt dem Winter ganz gewichen war, erhob ſich an der Stelle, auf welcher vor wenigen Wochen das Gut Hauswalds geſtanden, ein ſchlichtes Haus. Noch waren die Mauern nicht getüncht, noch waren in die Giebel die runden Fenſter nicht eingefügt. Aber die Stuben, vier behagliche Räume, waren ſchon bezogen, bis auf das eine freundliche Zimmer, das den Ausblick über das ganze Dorf gewährte.

Der Bauer hatt' es abgelehnt, in dieſer Stube zu wohnen. Von ſeinem Fenſter aus ſah er kein Haus. Die Felder dehnten ſich bergwärts und um die Höhen dunkelten die Wälder.

Wie der Bau begann, war die Kunde durch's Dorf gezogen, daß noch vor Weihnacht ein neuer Lehrer nach Hohendorf komme. Gilbert Bachs Geſuch um einen einjährigen Urlaub war genehmigt, und als Hauswald mit der Zuſtellung des Schulinſpektors dem jungen Lehrer die Kunde brachte, weinte die weißhaarige Mutter. Das Haus, in dem ſie faſt fünfzig Jahre gewohnt, ſollte ſie nun verlaſſen. Und ſie hatte doch keinen weiten Weg mehr, der ihr zu gehen übrig blieb.

„Nun iſt auch das anders geworden," ſagte der Bauer. „Ich hab' einſt gemeint, wenn man mit weißen Haaren noch im Land umherfahren muß, ſo zählt jeder Tag zwiefach, den man lebt. Da läuft man dann eiliger dem Grab entgegen. Weil Sie nun aber doch nicht mit dem Sohne gehen können — in dem Hauſe, das wir unter Dach haben, wenn die erſten Flocken fallen, und das wir auch noch beziehen wollen, wenn der Herbſt trocken bleibt, da wär' ein Stüblein frei. Ich mein' auch, Ihnen geht's juſt wie mir: wir zwei haben auf einem kleinen Flecke Platz. Wenn Sie wollen, ſo können Sie in dem vierten Zimmer heimiſch werden. Fortdrängen wird Sie von Hohendorf ſo wie ſo nichts. Die Stube koſtet zehn Taler im Jahr. — Da ward der alten Frau eine Sorge genommen.

Dieſen Abend wurde die Sache abgemacht: Wenn Gilbert Bach die Schulſtelle verließ und die Mutter das weinumrankte Häuslein räumen müßte, dann erhielt ſie im letzten Hauſe des Oberdorfs Einſtand. Zehn Taler im Jahre konnte ſie für Miete anlegen, das litt ihre Penſion.

Und die Zeit ging. Das Wetter war grau und die erſten Flocken flogen durch den Sturm.

Da nahm Gilbert Bach Abſchied.

Am nächſten Tage fuhr ein bäuerlicher Leiterwagen die Habſeligkeiten der alten Lehrerswitwe in's Oberdorf. Der Bauer hatte noch, ehe der Winter

der Landſchaft den weißen Mantel umhing, ein Stück Land umgegraben. Ein ſchmuckes neues Stacket umzäunte dies Gärtlein. Und in dem kleinen Hauſe wartete Hauswald auf die Geſundheit, die ſeit jenem entſetzlichen Vorfalle nicht mehr zu Lina Weigert kommen wollte. Die Frau blieb ſo bleich wie in jener Nacht, da ſie unter den weißen Geranien gelegen hatte. Sie wäre herzkrank, hatte der Doktor geſagt. — —

Zwei Monate ſpäter, im Februar, heulte noch der Schneewind über das Gebirg und ſtiebte das winterliche Silber in die Luft. Er warf eine Fülle davon über die Fichten der Hänge und die Fichten ſtanden in weißen Pelzen. Die Heide, die im Spätſommer die roſigen Blütenähren getragen hatte, war begraben. Nur das Reh trat ſeine Fährte in den tiefen weichen Schnee; nur die Krähen flogen krächzend durch die Kälte des Wintertages, flogen herein in die Höfe von Hohendorf und vergaßen, des kärglichen Mahles wegen, die Scheu.

Durch Wind und Wetter ſtieg Hertwig Reif, von einſamer Waldwanderung heimkehrend, den Hügelhang herunter. Als er aus den Stämmen getreten war und in dem tieferen Schnee der Felder hinſchritt, blickten ſie aus den Fenſtern der Häuſer nach dem ſonderlichen Mann in der Ferne, der durch die erſtarrte Welt lief. Kein Menſch wußte wozu, und dabei war er immer einſam, immer verſonnen.

In jenem Gute, in der gleichen Stube, welche Maria Vogt während des Sommers bewohnt hatte, hatte er Einkehr gehalten.

Die Leute wußten, daß er — wenn er nicht durch den Schnee ſtapfte — am Schreibtiſch ſitze und Unmengen weißen Papieres beſchrieb. ‚Er iſt ein Dichter‘, ſagten ſie, ‚und er muß doch von Haus aus mehr Vermögen beſitzen, als immer behauptet worden. Oder er hat in der Lotterie gewonnen. Er müßte doch ſonſt etwas tun, um ſich Geld zu verdienen‘.

Heute während Hertwig Reif durch die Einſamkeit des Winterwaldes gewandert war, hatt' er ſeines Freundes Gilbert Bach gedacht. Aus Paris war der letzte Brief von ihm gekommen und geſtern abend hatte Reif ſeinen neuen Roman beendet. Darum war ſein Auge blank und ſeine Seele jubelte.

Jetzt ſollten Wochen beſchaulicher Muße folgen, Wochen, die er — nachdem Gilbert Bach ſeiner Unterſtützung nicht bedurft hatte — am Ufer des Gardaſees zu verleben gedachte.

Am Tage vor ſeiner Abreiſe hielt er noch einmal Einkehr bei Hauswald, Lina und der alten Lehrersfrau. Als Reif dem Bauer erzählte, daß er da unten an der Grenze Welſchlands in heiterer Einſamkeit Erholung ſuchen wolle, ſchüttelte ihm der Bauer die Hand. Reif hatte ihm vorher erzählt, — er gedachte damit des Alten Herz ein wenig zu erleichtern, — daß er als Schriftſteller genau ſo allein

daſtehe, wie der Alte als Bauer. „Ueberall das Eindringen fremder Elemente, die das bodenſtändige Volkstum unterdrücken", ſagte Reif. Das bodenſtändige Volkstum — dieſe Worte griff Hauswald auf. Es war ihm, als bezeichneten ſie das, für das er ein Leben lang eingetreten war. In dem Ausdruck fand er alles wieder, für das er gekämpft. Nun war ihm die Waffe aus der Hand geſchlagen . . . „Nun bin ich ein müder Mann worden. Ich weiß, ſie ſagen, ich hätte die Entwickelung aufhalten wollen, ich wäre hinter der Zeit zurückgeblieben. Das iſt's aber nicht! Das Bauerntum iſt mit etwas Fremdem, etwas Schlechtem durchſeucht — mit etwas, mit dem es nichts zu ſchaffen haben ſollte. Davon läßt es ſich ruinieren."

Reif wußte, daß ein Reichtum von zielbewußtem Willen in dieſem Manne war, der ſo ſprechen konnte, und er erkannte, daß ein edler Kampf vergeblich von dem Alten gekämpft worden war.

„Hertwig", ſagte der Bauer, „nun bleibt mir nichts mehr zu tun übrig. Ich bin beſiegt, aber die Menſchen haben mich nicht untergekriegt — das war das Schickſal."

Sie ſprachen noch lange, und Hertwig Reif tat einen Blick in eine andere Welt, die für ihn bis jetzt noch dunkel gelegen hatte. Und doch führten ſeine Wege genau dort, wo die des Alten gingen. Als er ihm die Hand zum Abſchied reichte — die Nacht

war ſchon gekommen, und ſie hatten rauchend am Ofen geſeſſen — da ſagte Reif: „Bauer, Sie waren ein Held. Daß es ein Traum blieb, ein Traum in den Herbſt des Lebens, — das war des Schickſals Schuld".

Da kam ein Lächeln über die Lippen des alten Mannes. „Einen Helden hab' ich mir anders vorgeſtellt", ſagte er wehmütig. — — —

Am andern Tage führte ein bäuerlicher Schlitten Hertwig Reif und ſeine gelbe Ledertaſche aus der Stille des verſchneiten Gebirgsdorfes zur nächſten Bahnſtation. Er reiſte dem Frühling entgegen. Die unmelodiſchen Schellen klangen in den ſingenden Wind, der immer neben dem Schlitten herlief und über Gefährt und Menſchen den feinen kältenden Schnee blies.

Der Zug fuhr ihn über den Brenner. Es war eine Fahrt durch Nacht und Schnee.

Endlich lächelte die heitere Sonne des Südens. Schüchtern ſchaute ſie durch die Ritzen, die ihr die Wolken ließen. Der Nord jagte ein Wetter über das Gebirg; aber allen Schnee hatten die Wolken jenſeits der ſtarren Alpengewände ausgeſchüttet.

Von Mori aus, wo der Eilzug nach Verona ins Welſchland hineinführt, wanderte Hertwig Reif.

Die Hänge zu ſeiner Rechten zeigten erſte Blüten. Der Frühling war ſchon mit goldenen Schuhen darüber geſchritten. Es war in der zweiten Hälfte des

Februar. Die Lerchen hingen im Blau, als der Wolkenvorhang völlig zerriß, und die Etsch stürzte brausend und trüb ihre wilden Tauwässer unter der Holzbrücke von Mori hindurch.

Die gelben Schmetterlinge flogen heraus in den Frühling. Um die Mauern, an denen der Sonnenschein lehnte, wurden die Veilchen wach, und wie flatternde Schwestern sahen sie die zierlichen Bläulinge durch das goldene Licht des strahlenden Tages spielen.

Hertwig Reif ließ seine Augen über das junge Grün, durch den blendenden Segen gehen. Er fühlte: sie waren wintermüde geworden. Sie hatten herausverlangt aus dem starren, frierenden Silber des Waldwinters.

Nun lauschte er in das Glück seiner Seele, die die Schwingen dehnte, wie der goldene Frühlingswind, der über die Hänge lief.

In den Gräben vor dem Dorfe Mori saßen die Kinder im Grün und wanden Blumen. Barfüßige Mägdlein hatten Hände voll Veilchen. ‚Sie wollen den Frühling fest in ihren kleinen Fäusten haben', dachte Hertwig.

An Loppio di Castelbarco ging's vorüber, an der einsamen Kirche vorbei, an dem düsteren Fragezeichen des Loppiosees. Dante und sein „Inferno" tauchten in die Erinnerung des Wanderers — verschwanden.

Und die Weidenröschen richteten ſich aus dem Geſtein empor und fingen an, ſich zu röten. Die Alpenveilchen entfalteten im Schutt geſtürzter Felſen ihre zierlich gezeichneten Blätter. Große Perlmutterfalter ſegelten in der Sonne zur Rechten des Pfads und ſuchten Blumenbecher, aus denen ſie auf ermüdender Frühlingsfahrt trinken wollten. Aber nur die Walderdbeeren hatten ihre ſilbernen Kelche in Bereitſchaft und die Anemonen. Die Farnkräuter wickelten ihre Wedel auf, die den ganzen Winter über in der Haft der braunen Hüllen gelegen hatten; ſie mußten welkes Laub und ein Netz vorjähriges Graſes beiſeite ſchieben, um den Weg ins Licht zu finden.

Auf dem ſchweigenden Fragezeichen des Sees zog ein Waſſerhuhn eine zitternde Bahn von Silber über den Spiegel und verlor ſich im Röhricht.

Im Vertrauen auf ſeine lachende Jugend, ſeine ſchwellende Kraft und den Segen jener Sonne, in die er manch ſehnſüchtige Stunde herrlichen Glücks ſeine Seele geſchickt, wanderte Reif die einſame Straße am grünen Bergſee vorüber.

Nur ſpärliches Geſtrüpp deckte die verwitterten Hänge des Altiſſimo jenſeits des Loppio. An den ſonnigen Lehnen, zu denen der Frühling am früheſten gekommen, lachte heiteres Glück. Dort hatte die Sonne mit goldener Hand die Schollen geſtreichelt. Nun blühte die weiße Bergmiſpel, nun brannten die pur-

purnen Feuerlilien aus dem Grau der Gründe und belebten das eintönige, grämliche Gestein.

Ehe der See seinem Blick entschwand, wendete sich Hertwig noch einmal um. Wie ein Fragezeichen lag der grüne Spiegel immer noch zwischen den Felsen. Reif dachte: „Das ist das Fragezeichen vor Gilbert Bachs Leben. Der betrügt sich seiner Liebe willen. Gilbert Bachs Leben?" Er sann lange. „Nein", sagte er zu sich, „Gilbert Bachs Glück. Davor gehört das Fragezeichen . . ." Dann wanderte er fürbaß. Das waren wieder die alten Gedanken, die ihn so oft durch den nordischen Winterwald geleitet hatten. Nun gingen sie mit ihm über die trutzigen Höhen der Alpen. Sie verloren sich nicht auf dem Wandergange in das Frühlingsglück Italiens.

Nago's alte Häuser mit ihren verträumten Giebeln und malerischen Türmlein nahmen Reifs Sinne gefangen. Das Silber der ersten Olivenhaine wehte über dem Hochland. Die ersten Granatbäume standen im glänzenden Grün und die hochragende Ruine von Castel-Penede grüßte in die Landschaft.

Und nun zur Biegung der Straße! Und dort unten: tief, heiter, ein Märchen, ein Stück Himmel, das zwischen die Felsen an die Brust der Frühlingswelt gesunken — der See von Garda!

O du liebe, zauberische Erdenschönheit!

Die neue Straße hinab! Das trunkene Auge eilte voraus.

Reif durchſchritt Torbole. Zur Linken lag ihm das Haus, über deſſen Toreingang die Tafel mit den goldenen Lettern verkündet, daß Goethe hier an der ‚Iphigenie‘ gearbeitet und dem Zauber dieſer Bergwelt ein gut Teil Gelingen ſeines Werkes danke.

Die hundertjährigen Oliven am Kirchlein von Torbole, die die enge Berggaſſe umſchatten, erzählten flüſternd in die junge Sonne und redeten in den goldenen Wind.

Schon lag das junge Weinlaub halb entfaltet wie Gold über den Wandelgängen des alten Gartens um das Hotel du Lac in Riva. Dort nahm Reif Einſtand. Frohe Menſchen ergingen ſich in den Gartenwegen, die, wie ihn, die Sehnſucht nach der Sonne über die Alpen gelockt.

Nicht lange, nachdem Hertwig des Reiſeſtaubs ſich entledigt hatte, war er mit dem freundlichen Beſitzer des Hotels im Geſpräch. Er ſei auf der Suche nach Sonne und Stille, ſagte er.

Der Wirt wußte bald Rat: draußen in San Giacomo, jenſeits von Riva, wo der Weg nach der Cascata des Varone führt, dort ſteht im Traum wintergrünen Gehölzes hinter hohen Mauern die ‚Villa Witzmann‘.

Giovanni, der Gärtner, ging gerade hinaus. Und mit dem Gärtner ſchlenderte Reif durch die Straßen, am Kirchlein San Giacomo vorbei, den ſchmalen Pfad hin nach dem Dorfe.

Die grüne Tür in der Mauer knarrte. Bambus, Mispeln, Feigen, haushohes Röhricht um das rinnende Wässerlein, das von draußen einen Gang durch die Mauer gefunden, standen schweigend im jungen Lichte des Frühlings. Nur die hohen Pappeln lispelten ihre süßen Sonnenmärchen. Eine Blauamsel sang vom Feigenbaum. Und die grünen Hecken zu beiden Seiten der Wege lagen und träumten. Inmitten des Feiertags, der durch die Gartengänge schritt, stand das rosagetünchte Haus mit dem Türmlein. Es war das Märchen vom Dornröschen, das Hertwig Reif beim Eintritt in die Einsamkeit des Gartens erlebte.

Giovanni sah seines Begleiters Staunen. Er komme jeden Tag und stehe dem Signore bei all' seinen Wünschen zu Diensten. Das Gepäck besorg' er noch heute heraus.

Reifs Plan war fertig, ehe der Gang durch die Gemächer beendet war; das Landhäuslein war eingerichtet bis auf das Stück Seife in dem Behälter des Waschtisches.

„Hier bleib' ich und ihr sollt mich selten genug sehen", lachte er.

Giovanni hielt den sonderbaren Deutschen für einen Maler und fing an zu berichten, daß die Landschaft viel reicher an Motiven sei als die Riviera des Sees, die sonderbarerweise viel mehr von Malern besucht werde . . .

Tage darauf war Reif heimiſch, heimiſch auch im Gelände ringsum, und ſein Herz war wie eine Glocke, die in den Feiertag läutete, deſſen Segen allenthalben lebte. Kein Laut brach über die Mauer herein, kein Ruf ſchreckte die Muſe, die ſich Reif zu inniger Freundſchaft geſellte.

Vierzehntes Kapitel.

Sieben Jahre waren vergangen, seit Hertwig Reif den letzten Brief an Gilbert Bach geschrieben hatte. An einem der ersten Abende, die er in der traulichen Siedelei am Fuße der Rochetta und des Monte d'oro verbrachte, hatte er seinem fernen Freunde die Botschaft geschickt, daß er hier einen festen Sitz gefunden habe, den er voraussichtlich auf Jahre nicht verlassen werde — es sei denn zu wonnesamer Wegfahrt in die Berge, zu träumerischer Bootfahrt über den See.

Gilbert hatte keine Antwort auf diesen Brief gehabt. Und die sieben Jahre waren ihren Gang geschritten, ohne daß Reif von dem Genossen seiner Jugend ein Lebenszeichen erhalten hätte. Auch nicht durch Reisende, unter denen er in den Landschaften am See so manchen traf, der nun im Amt verstaubt war.

Just um diese Zeit geschah es, daß er eines Abends in dem kleinen Café von Riva — es war in den heißen Tagen des beginnenden Augusts und zur Ferienzeit — eine Anzahl deutscher Lehrer beim Skat traf.

Die Kaſtanien wiegten vor den Fenſtern leiſe ihre Blätter. Die Palmen an der Straße bewegten ſanft ihre Wedel, und der Mond ſtand über der Kuppel des Monte Baldo. In den Straßen ergingen ſich Arm in Arm und plaudernd die Mädchen. Die Fremden ſchlenderten, die Kühle des Sees nach einem glühend heißen Tage atmend, durch die milde Nacht. Glühkäfer tauchten aus dem Dunkel und verſchwanden. Die Roſen brannten ſtill in den Gärten und tranken Tau.

Die deutſchen Lehrer ſpielten Skat.

Hertwig, der in der Loggia ſein Abendbrot verzehrt und inmitten der rankenden Winden, die ihre zarten Kelche ſchloſſen, noch eine Zeit beim roten Wein geſeſſen hatte, nahm den Weg durch den Saal, um ſeinem nachtſtillen Poetenheim zuzuſtreben.

Als er, verwundert über die wenigen, die bei Karten und Bier ihren Südlandabend verbrachten, ſeine Blicke über den Spieltiſch gleiten ließ, glaubte er einen Bekannten zu erkennen. Er ließ ſich an einem Nebentiſch am geöffneten Fenſter nieder. Es war kein Zweifel, ſeine Beobachtung war richtig. Und als eine Pauſe im Spiel eintrat, ſtellte ſich Reif vor. Die Bekanntſchaft war raſch erneuert. Das vertrauliche ‚Du‘ erklang wie einſt.

Natürlich befinde ſich Reif auch auf einer Ferienfahrt? . .

„Nein.“

Erſtaunen. Das wuchs, als Reif erklärte, daß er Schriftſteller geworden ſei. Der eine beſann ſich, davon gehört zu haben. „Sie berichten alſo für Zeitungen?“ fragte ein anderer.

Auch dieſe Annahme war bald richtig geſtellt. Die Tatſache, daß in dieſen Kreiſen ſeine Romane nicht gekannt ſeien, nicht einmal dem Titel nach, verwunderte Reif kaum. Er nannte den Lehrern die Titel ſeiner Romane, die raſch viele Auflagen erlebt hatten — im übrigen war den Herren das Gebiet der zeitgenöſſiſchen Literatur ſo unbekannt, daß Reif merkte, wie unbequem ihnen das Geſpräch war. Der eine der Lehrer hatte die ‚Schulzeitung‘ als anregende Lektüre aus der Bruſttaſche ſeines Rockes gezogen.

„Die Ernennung Gilbert Bachs zum Direktor der öffentlichen Handelsſchule in R. und ſein nach den Sommerferien erfolgender Amtsantritt — habt Ihr's geleſen?“ fragte der Lehrer über den Tiſch herüber.

Reif unterbrach ſein gedämpft geführtes Geſpräch, als der Name Gilbert Bachs an ſein Ohr ſchlug.

„Nun wird er Dein Direktor“, ſagte der mit der Schulzeitung zu einem Kollegen. „Sag', biſt Du vom ſelben Jahrgang wie er?“

„Nein“, antwortete dieſer, „ich bin zwei Jahre älter. Aber Freund Reif hier — warſt Du nicht eng befreundet mit Bach?“

„Ja. Aber die Wege, die uns das Schickſal geführt, ſind ſchon lange und weit auseinandergegangen. Da haben wir uns aus den Augen verloren", antwortete Reif. Er bemühte ſich, gleichgültig zu bleiben.

„Na, jedenfalls iſt er jetzt Direktor unſerer Schule. Ich habe mich nämlich auch nach meiner zweiten Prüfung den Handelsfächern gewidmet. Aber ſieh', unſer einem fehlen eben die Sprachen. Das iſt bei Bach anders. Der iſt in der Wahl ſeines Schwiegervaters vorſichtig geweſen. Der Alte hat ihn nach England und Frankreich geſchickt, iſt Kaufmann, ſitzt in Kamberg im Vorſtand der Kaufmannsinnung — mit einem Wort: Gilbert Bach hatte Konnexionen. Vor wenigen Wochen haben ſie ihn gewählt. Ich entſinne mich allerdings auch, daß Bach ein ausgeſprochenes muſikaliſches Talent beſaß. Damals fehlten wohl aber die Mittel, wenn ich nicht irre. Und ſpäter — na, da hat ſich vielleicht herausgeſtellt, daß ſeine Befähigung nicht hinreichend genug geweſen; denn ſonſt hätte der Schwiegervater doch ebenſo gut die Koſten der muſikaliſchen Ausbildung tragen können."

Hertwig Reif zuckte die Achſeln. Um ſeine Lippen flog ein wehmütiges Lächeln.

„Jedenfalls darf ich bitten, mich Gilbert Bach zu empfehlen. Das iſt meine Adreſſe" — er reichte eine Viſitenkarte hin — „für den Fall, daß er ſich

bewogen fühlen ſollte, ſeinem alten Freund und Vetter Nachricht zu geben."

Ohne ein Zeichen innerer Erregung nahm Reif Abſchied. Er ging die mondhellen Straßen hinab an den Hafen. Plaudernde Fiſcher und Schiffer lehnten an den Steinen oder Laternenpfählen. Schwätzende Mädchen ſchritten am Kai hin. Unter den oleanderüberblüten Loggien der Hotels ſtrahlten die Bogenlampen. Vor den kleinen italieniſchen Oſterien ſchien das weiche Licht papierener Lampions. Große Nachtſchmetterlinge und Fledermäuſe ſchwirrten durch das Dunkel. Reif ging an den Menſchen vorüber, die einſame Straße zum Ponale hinaus.

Der See brach ſich leiſ' im Geſtein, verträumt, klingend.

Die Lichter ringsum ſpannten goldene Bänder in die Flut und die Sterne ſtanden ganz ſtill darin.

Drüben ging eine Gondel mit ſingenden Mädchen. Das Santa Lucia klang herüber und die Ruder tauchten leiſe wie in blauen Samt.

Ein Gefühl von Bitterkeit war über Reif gekommen. Ein Mißklang ging in ſeine Seele, weil er von einem fremden Manne zufällig erfahren mußte, welches Ziel die Laufbahn ſeines Freundes gefunden, — jenes Freundes, dem er einſt einen trefflichen Dienſt zu erweiſen gedachte. Damals war er zu ſpät gekommen. Und wenn er auch nie an Dank

gedacht hätte, die Schweigsamkeit Gilberts fiel ihm jetzt auf's Herz. Das hatte er nicht um ihn verdient.

Er suchte vergebens nach einer Begründung für das Verhalten Bachs. Der Einfluß der Familie, in die Gilbert getreten war, konnte unmöglich so weit gehen. Vielleicht waren Briefe Gilberts verloren gegangen! Vielleicht zieh der in der Heimat seinen fernen Freund der Treulosigkeit — ihn, der ‚Frau Treue' geschrieben! Hertwig war lange Zeit in Mailand, Florenz, Genua gewesen und hatte Süditalien durchstreift.

Auch diese Annahme schien den einsam die Bergstraße Dahinschreitenden nicht einleuchtend. Sollte Bach von seinen Erfolgen wirklich keine Ahnung haben? Freilich, die waren nicht laut gewesen ....

So blieb schließlich doch die Verstimmung in seiner Seele. Er kam über den Eindruck, daß die Lösung des Freundschaftsverhältnisses auf Seiten Bachs, freiwillig oder gezwungen, gewollt war, nicht hinweg.

Er ging sinnend an der Mauer entlang, die seeseitig mit der Straße läuft und schaute über die blanke Fläche. Von den Veranden der fernen Hotels strahlten noch immer die Bogenlampen. Wie Monde standen die weißen Ballons in dem Grün des Taxus. Der Tau legte sich über das versengte Gras der Hänge, in den weißen Staub der Straße. Kein Laut drang bis herauf in diese Einsamkeit.

In kurzen Zwischenräumen flog der breite Lichtstrom des Scheinwerfers vom Kontrollschiff, der die Grenze zwischen Tirol und Italien während der Nacht bestrahlt, wie ein gescheuchter Vogel in die Stille, stieß gegen die Felsen, prallte zurück, versank.

Da wanderte Hertwig Reifs Sinnen einen weiten Weg — über die Alpen hinüber, in nordisches Land.

Die Heimatfluren, die Heidepfade tauchten aus der Mondnacht herauf. Zitternde Birken mit silbernen Stämmen standen dabei. Das Wollgras blühte.

Hertwig lehnte an dem grauen Gemäuer. Ueber dem Monte Baldo schwebte noch immer die volle Scheibe des Mittsommermondes. Sie stand hoch über dem Dufte des Bergkamms. Die Nacht war taghell.

Hertwig schrieb:

Was mein einst war.

Heut war's, daß Duft von Harz und Tannen flog,
Und kleine Glocken schwangen fern und nah.
Wie lang, daß ich im Föhrenrauschen zog,
Im Heidewind die rote Seide sah!
Die Schmetterlinge an dem Heidehang,
Die blanke Stille in dem Sonnenschein —
Mein junges Herz, ein tönend Glöcklein, klang
So fromm hinein.

Und leise durch den bunten Faltertanz,
Und leise durch der roten Seide Wehn
Sah ich's im Heidesommersonnenglanz,
Sah hell ich's durch den Traum der Tage gehn.

Heut ſah ich's nicht. 's kam nur ein Hauch zurück,
Und nur ein Gruß ging mir um Stirn und Haar:
Ein Gruß vom kinderfrohen Heideglück,
Was mein einſt war.

Heimatſehnſucht!

Schafft die der träumeriſche Hauch der Sommernacht? fragte ſich Reif. Schafft die jenes wehmütige Gedenken frohgemuter Jugendfreundſchaft, die das harte Leben geraubt und begraben?

Ein Rätſel ſah ihn mit fragenden Augen an.

Rätſel des Herzens zu löſen, hatt' er ſich gewöhnt; und lächelnd über den Einfall des Schickſals, das ſeiner eigenen Seele Sehnſucht ihn erforſchen ließ, wendete er ſich in ſchweigſamem Sinnen talwärts.

Sieben Jahre hatte er der heimiſchen Scholle fern ſein können, ohne den Ruf der Sehnſucht ſo laut zu vernehmen. Vier Jahre davon hatte er in der verſonnenen Stille und der Einſamkeit des Landhauſes von San Giacomo zugebracht, allein mit ſich und den Menſchen, die er erdichtete. Drei Jahre war er durch Italien geſtreift. Er hatte ſeine Seele in Venedigs Traumwelt geſchickt und zu den Wundern des Cinquecento im Dogenpalaſt. Den Plaſtiken der neunundachtzig Kirchen der Märchenſtadt hatte er gegenübergeſtanden und auf der Piazza, von den leiſen Geigen umſungen, an der Märchenſchönheit der venezianiſchen Nacht ſein Herz berauſcht. Und dann: Florenz und Fieſole, wo Böcklin ſeine Farben-

wunder gedichtet, und Neapel und Rom — der ganze Reichtum Italiens war an ihm vorübergezogen. Nicht in verwirrendem haſtigen Wechſel war Reif hindurchgegangen, der weder Geiſt noch Seele beſchenkt: er war in dieſer Zauberwelt der Farben und Sonne heimiſch geworden.

Aber von den Regungen der Seele, die er während dieſes nächtlichen Wanderganges verſpürte, wußte er bisher nichts, nichts von der beglückenden Freude und den wonnigen Schauern, die die Heimat dem verleiht, der jauchzend den Fuß wieder auf die Scholle ſetzt, auf welcher er als Kind ſeine Spiele geſpielt, ſein erſtes Leid gelitten.

Es waren unerlebte Gefühle — eine wunderſame Leiter weicher träumeriſcher Töne und Farben, nach denen ſeine Seele dürſtete. Laß ihren Zauber über mich ergehen, bat ſie.

„Und wenn ich aus dieſer Sonne gen Norden zöge?“ fragte ſich Reif.

Es war ein Drang in ihm, an der Bruſt des Freundes zu liegen, mit ihm noch einmal alte Wege zu wandeln und Erinnerungen zu wecken an ein längſtgelebtes Glück.

Er ging ſinnend die mondhelle Ponaleſtraße zurück, am weißen Kirchlein von San Giacomo vorüber, den langen Fußpfad zwiſchen Hecken und Gemäuer entlang. Die Heimchen ſangen ihr Lied, und die Laubfröſche quakten in den Vignen.

Er trat durch die grüne Tür der Mauer. Nur das Mondlicht war im Garten. Und die Stille ging leiſe hindurch.

Er ſetzte ſich auf den Balkon des Landhauſes, der nach dem See hin liegt. Die Berge warfen ihre rieſigen ſchwarzen Schatten. Drüben über der Stadt lag die blitzende Platte des See's.

Der blaue Rauch ſeiner Virginia ringelte ſich in den klaren Schein der Nacht. Kein Wind griff danach und warf ihn fort.

„Ich werde reiſen," ſagte Reif. „Morgen? Ich glaube, ich laufe Gefahr, einſam zu werden. Ich war zu lange in einer Welt, die ich ſelber geſchaffen, die ich regiere wie Gott, haha! Aber ich weiß mit der Natur zu reden. Können mir Menſchen mehr geben? Und doch, ich reiſe!" —

Das war ein wunderlich Schlagen des Herzens, eine ungeſtüme Freude, die Hertwig Reif überfiel, als er am Morgen des dritten Tages im Schnellzuge Wien-Berlin das Elbtal grüßte.

Auf den Feldern ſtanden die gelben Garben. Die grün-weißen Dampfer durchfurchten den Strom. Die hochragenden eigenartigen Gebilde des ſächſiſchen Elbſandſteingebirges mit ihren Föhrenhängen ſah er wieder. An Schandau flog der raſſelnde Zug vorüber. Der Lilienſtein und der Königſtein hoben ſich trutzig ins Gold des Tages. Pirna. Dresden. An Stelle des unſcheinbaren „Böhmiſchen Bahnhofs" waren

die gewaltigen Hallen des Zentralbahnhofs entstanden. Rufe, Gewirr von Menschen und Stimmen, suchende Augen, lachende strahlende Gesichter — die Spiegel jauchzender Freude des Wiedersehens!

Hertwig Reif war ein Fremder.

Das Vorbeidrängen der Menge, in welcher jeder nur mit sich selbst beschäftigt war, das Branden wogenden Lebens, das aus tausend Lauten zu einem Schalle gewoben war, der unter den grünen Glaskuppeln hinlief, über den Tausenden von Köpfen mit weit ausgespannten Schwingen schwebte und doch allenthalben gefesselt blieb in den eisernen Rundbogen, bildete einen schier ruhsamen Gegensatz zu dem rasselnden Dreitakt des sausenden Eilzuges.

Vor den Hallen erst lösten sich die harten Rufe aus dem tosenden Geräusch, stampften die Droschkengäule, rollten die Räder, schrillten die Glocken der Straßenbahn und die Sprengwagen zischten ihr silbernes Naß auf den Asphalt. Der Staub flog mißmutig darunter hervor.

Reif schlenderte mit der heiteren Ruhe, die ihn seit der Fahrt über die Grenze des Heimatlandes überkommen, die Pragerstraße hin, über den Altmarkt, die Augustusbrücke.

Da war alles wie einst. Dort ein Neubau, hier ein Durchbruch — aber immer war's das alte liebe Bild der vertrauten Stadt. An Rietschels symbolischen Meisterwerken an der Freitreppe der Brühl'schen

Terraſſe, die ſie vor ſieben Jahren mit protzigem Gold überzogen, hatte die Zeit die Verirrung der klugen Stadtväter mitleidvoll wieder gut gemacht.

Er ſchritt weiter, ſchritt hinaus in die Heide. Da war's! Danach hatte ſich ſein Herz geſehnt!

Und die Erinnerung ging durch die rote wehende Seide der Erika. Sie nahm ihn an der Hand und führte ihn. Kein Menſch kreuzte ſeinen Pfad. Nicht einmal die Holzart klang im Heidewald.

Und ſein Herz redete lange mit der Stille, die um ihn war.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Monat war vergangen. Reif bewohnte zwei Zimmer der „Villa Maria", des letzten der stillen Landhäuser im Städtlein Wehlen. Vor den Fenstern lag der Garten mit den dichten Laubkronen der Bäume. Dann, ein Steinwurf weit, Wiese, von deren Fläche der Duft der zweiten Mahd sich weich ins Zimmer tastete. Dann kam der Strom, und drüben tauchten die bunten Dächer der ländlichen Häuser hervor, alle inmitten fruchtbehangener Bäume. Ueber den Hängen standen die dunklen Kuppen des Knöchels, der beiden Bärensteine.

Traumstill ging der Augustmonat durch die Welt.

Die Kohlenkähne glitten in leiser Fahrt talwärts. Draußen im Garten über dem Nadelholz lag das rote Licht des wandermüden Tages. Der stand, die leuchtende Sonnenkrone auf der Stirn, jenseits der Elbe auf den Höhen und schritt langsam in den glühenden Westhimmel.

„— — aber der Segen der Heimaterde ist größer als alle . ."

Hertwig Reif spritzte die Feder aus. Er hatte diese Worte an den Schluß eines Kapitels seines im

Entſtehen begriffenen Romans geſchrieben. Dann ſaß er noch eine Weile und ſann in die Sonne, die einen breiten purpurnen Strom durch die wehende Gardine des geöffneten Fenſters warf.

Das Lokalblatt hatte die Nachricht von der Einweiſung des Direktors Bach in ſein Amt an der öffentlichen Handelsſchule der nahegelegenen Provinzſtadt gebracht. Reif erwog und beſchloß ſeinen Beſuch bei der Familie des Jugendfreundes für den nächſten Tag.

*

Verſtanden die Herzen ihren Schlag wirklich noch wie einſt, da ſie in reinem Zuſammenklang durch den Feiertag der Frühlingsheide geläutet hatten? . .

Die Gläſer klangen aneinander.

„Ich habe einen feinen 89er Moſel und einen paſſablen Sekt für einen ganz beſonderen Freudentag im Winkel des Kellers, Hertwig," ſagte Bach. „Heut iſt dieſer Tag! Wähle!"

Nun ſaßen ſie beim Wein am Tiſch des Salons. Es war Stimmung in dem Raume, wiewohl der Einrichtung der Stil fehlte. Da und dort hatte ein zierlicher Kunſtgegenſtand Platz gefunden und die Anordnung der Möbel, Bilder und der geſchmackvollen kleinen Luxusartikel, die in gemeſſener Zahl vorhanden waren, gaben doch von einem Streben nach Beſonderheit Zeugnis, das die Schablone des bürgerlichen Salons zu vermeiden beſtrebt war.

Verſtanden die Herzen ihren Schlag noch wie einſt, da ſie in reinem Zuſammenklang durch den Feiertag der Frühlingsheide geläutet hatten? . .

Hertwig Reif ſprach in dieſer Vorausſetzung und bewegte ſich zwanglos, weil er mit ihr rechnete. Er begrüße Maria und redete mit ihr als der Frau eines Freundes, deſſen Schmerz und Freude vor Jahren ſein geweſen waren.

Er leitete die Erinnerung auf alte Wege, auf denen ſie gemeinſchaftlich den Traum vom Leben geträumt.

Die Jahre, die zwiſchen jetzt und dem letzten Beiſammenſein im grünumrankten Schulhaus von Hohendorf lagen, waren raſch überbrückt. Reif erfuhr: Lina Weigert iſt geſtorben. Bachs Mutter lebt noch im Häuslein des alten Hauswald. Der Alte ſtirbt nicht: er wartet auf das Ende des Bauerntums — „denn ſo kann's nicht fortgehen!“

Immer von neuem klangen die Gläſer aneinander. Die zarte Stimme des tönenden Kryſtalls ſprach vernehmlich zu den Seelen.

Maria führte ihre zwei kleinen Mädchen lachend ins Zimmer. Reif ſtreichelte ihnen die goldenen Haare. Die blanken Augen lachten ihm in's Herz. Die Kinder waren mit ſauberer Eleganz gekleidet. Ihre Füße ſteckten in zarten Schuhen aus rotem Juchten. Die weißen Söckchen ließen die runden

Beinchen ſehen. Das Dienſtmädchen kam, um die Kleinen zum Nachmittagsſpaziergang zu führen.

Bald darauf entſchuldigte ſich Maria — eine geſellſchaftliche Verpflichtung, die ſie unmöglich umgehen könne, laſſe ſie auf die Annehmlichkeit des Beſuches gewiß mit ſchwerem Herzen verzichten.

Als Maria das Zimmer verlaſſen, brachte Gilbert Zigarren.

„Du nimmſt mir nicht übel, daß ich damit nicht früher gedient habe — aber — meine Frau.“

Das war eine Förmlichkeit, die einzig den befremden konnte, welcher der beiden Verhältnis von vor Jahren kannte.

Reif ſteckte ſich die Zigarre in Brand.

„Nun und Du? Bis jetzt iſt immer nur von mir die Rede geweſen,“ ſagte Bach. „Wenn Du mich nicht gefunden hätteſt — ich glaube, nur der Zufall hätt' uns wieder einmal zuſammengeführt!“

„Lieber Junge — vor allem: jetzt, da wir uns wieder ganz haben, rede wie einſt, nicht wahr?“

Gilbert ſchlug die Augen nieder. Ein flüchtiges Rot flog über ſeine Stirne.

„Wie meinſt Du das?“ fragte er.

„Nun, ich denke, alle Schranken, die Dir Deine Stellung auferlegt im Verkehr mit ſogenannten „Freunden“ — mir gegenüber fallen ſie wohl, umſomehr, als ich, genau ſo wie einſt, der gleiche einfache Junggeſelle bin. Weißt Du, wo man geſellſchaft-

liche Formen allzusehr pflegt, da bin ich übrig. Nicht etwa, daß ich ein Barbar wäre .... Na, Du verstehst mich wohl? Am Ende hat sich Deine Frau gar schon verletzt gefühlt durch die Ungebundenheit meines Wesens, und ich bin ihr unbequem geworden?"

„Ich glaube das nicht," antwortete Bach ein wenig verlegen. „Weißt Du, dieser Einladung mußte heut nachgekommen werden. Man hat doch eine Menge Rücksichten zu nehmen und — offen gesagt: ich halte das auch für in der Ordnung. Da sind so die Nachmittagskaffees — da kommt man doch nicht davon. Aber: wir sind schon wieder bei mir. Wie weit Du seist, daran lag mir, etwas zu erfahren. Also in Wehlen! Na, sag' mal, wie kommt's denn, daß Du Dich dorthin an die Elbe setzest? Ist denn dort ein ordentlicher Frühschoppen und so? Ich dachte, Du seist ein ausgesprochener Feind der sogenannten Kleinstadt?"

„Du bist zum Scherzen geneigt," sagte Reif lachend.

„Scherzen? Einen Frühschoppen braucht man doch. Ich meine, 'ne geistige Anregung."

„Die läßt sich doch nicht mit einem Frühschoppen in Verbindung bringen, lieber Junge. Und wegen der Kleinstadt — ich glaube, da hast Du vergessen, daß es der Geist war, den ich verurteile, die Hausbackenheit, die nicht hinaus kann über die kleinlichen Sorgen des Alltags und des Berufs. Sowas gedeiht

natürlich ebenso gut in der großen Provinzialstadt, in der Großstadt. Daß ich etwa in Wehlen Anschluß suchen und finden könnte, das ist genau so unmöglich, wie, daß ich zum Beispiel hier einer Interessensphäre begegnen könnte, für die ich etwas übrig hätte."

„Na, hör' mal!"

„Das ist meine Ueberzeugung," entgegnete Reif ruhig. „Und Du hättest Dich zurecht gefunden in diesem Kleinbürgertum des Geistes, das seine Ideale im Nachmittagskaffee der Damen oder im Frühschoppenphilistertum erkennt?"

„Ja sieh, das sind eben doch gesellschaftliche Verpflichtungen, denen sich kein Mensch entziehen kann," antwortete Bach.

„Wie geht's eigentlich Deinen Schwiegereltern?" warf Reif unvermittelt ein. Er merkte, daß Bach das Gespräch unbequem war, vor allem: er hatte das Gefühl, als fürchte der Freund eine Aussprache über die schriftstellerischen Erfolge, die Reif zu verzeichnen hatte.

„Es geht Ihnen gut. Mit meinem Schwiegervater hab' ich mich überworfen. Aber . . ."

Bach zog die Uhr. „Fünf Uhr. Wann willst Du wieder nach Hause, Hertwig? — Ich habe nämlich eine kleine Zusammenkunft im ‚Stadtkeller', wenn Du mitgehst, wirst Du den Herren willkommen sein.

Wir ſpielen da ab und zu Skat. Na, das verſtehſt Du wieder nicht. Alſo komm!"

Die dunſtige Atmoſphäre des langen niedrigen Lokals ſchlug den Eintretenden nach dem Genuſſe der reinen, ſonneklaren Spätſommerluft auf dem Schlendergange durch die alten Anlagen der Stadt umſo ſchwerer entgegen. Am Tiſch unter dem dreiarmigen Lüſter, deſſen kaltes Glühlicht von den wehenden Wolken des Tabakrauchs verhängt war, ſaßen zwei Lehrer der Schule, die unter Bachs Leitung ſtand: der eine ein Sprachlehrer, der andere ein Theologe, Oberlehrer Freund, der das zweifelhafte Vergnügen gehabt, nach langjährigem Wirken als Geiſtlicher in Braſilien bei ſeiner Rückkehr ins Vaterland wieder auf die Kandidatenliſte geſetzt zu werden. Die Folge war, daß er aus der theologiſchen in die pädagogiſche Laufbahn getreten war.

Reiſeeindrücke wurden ausgetauſcht. Die gewandten Schilderungen des Theologen — jetzt Oberlehrer Freund — weckten Reifs Intereſſe.

Freund kannte Hertwig Reifs Bücher genau.

„Sie beſchämen mich, Herr Kollege," warf Direktor Bach ein. „Ich als der Jugendfreund und Vetter Reifs kenne nur einen Roman von ihm. Allerdings: meine kurze, ruheloſe Lehrerlaufbahn, meine frühe Verehelichung, Sorgen anderer Art, die mit der wirtſchaftlichen Lage des Standes zuſammenhängen —

abends todmüde, nervös — vielleicht entſchuldigt mich das."

Reif wollte ihm ins Wort fallen.

Aber Bach fuhr fort: „Ja, es drängt mich, Dir das zu ſagen. Die Möglichkeit, mich falſch zu beurteilen, liegt zu nahe. Ich bin heute nachmittag bereits um derartige Bekenntniſſe herumgegangen. Kommt noch dazu die Intereſſeloſigkeit meiner Frau für Bücher. Darf ich übrigens bitten, mir einen der Romane, etwa ‚Robin Hood', zu leihen, Herr Kollege? Oder ich frag' in der Leihbibliothek nach."

„Er iſt dort," ſagte Freund. „Weil ich das Buch für ſehr gut hielt, hab' ich es für meine eigene Bibliothek angeſchafft und freue mich nun, den Autor perſönlich kennen gelernt zu haben."

Ein bitterſüßes Lächeln ſpielte um Bachs Lippen. Er ſah nach der Uhr und dachte an den Heimweg.

„Du wirſt nun den letzten Zug verſäumt haben, Hertwig", ſagte Gilbert, während er nach Hut und Stock griff.

„Ich habe bereits daran gedacht," ſagte Reif. „Es liegt mir aber nichts daran, wenn Sie, Herr Oberlehrer, mir geſtatten wollen, noch eine Stunde in Ihrer Geſellſchaft zu verbringen."

„Ich würde Dich mit Vergnügen einladen, mein Gaſt zu ſein", ſagte Gilbert Bach und errötete leiſe, „aber — meine Frau . . . Sie erwartet mich zwar, allein, das Mädchen wird zu Bett ſein. Soviel ich

weiß, ist das Fremdenzimmer im Augenblick auch nicht zur Verfügung. Ich glaube . . ."

„Du würdest Deiner Frau einen unangenehmen Abend machen," entgegnete Reif. „Ich danke Dir herzlich. Es ist mir genug, Dich wiedergesehen zu haben. Ihr kommt doch bald einmal? Der prächtige, schattige Garten des Wehlener Landhauses steht ganz zu meiner Verfügung. Bringt auch die Kinder mit."

Sie verabschiedeten sich. Der Sprachlehrer ging mit Bach.

Oberlehrer Freund und Hertwig Reif saßen noch eine Zeit beim Bier, und über der Wahrnehmung einer so überraschenden Harmonie der Seelen schlug Freund vor, den Mittwoch in den Donnerstag zu verlängern.

„Ich bin unverheiratet wie Sie, was verficht's also?" sagte er. „Der Direktor scheint sich gewöhnt zu haben, auch in Ausnahmefällen seine Frau in Berücksichtigung zu ziehen."

„Immer?" fragte Reif erwartungsvoll.

Freund überlegte.

„Eigentlich nicht", sagte er dann. „Wenigstens glaub' ich es noch nicht in dem Maße bemerkt zu haben, wie diesen Abend. Es ist fast auffällig gewesen."

„Sie vermögen sich das nicht zu erklären? Ich wohl. Ich glaube, es ist auf einen alten Mißklang,

auf eine Verſtimmung zurückzuführen, die noch vor der Verehelichung des Direktors zu ſuchen iſt. Sie kennen Bachs Neigung zur Muſik nicht?" fragte Reif.

„O doch. Er hat ſich mir gegenüber an dieſem Tiſche geäußert. Wenn ich recht ſehe, ſprach er mit wehmütiger Reſignation. Bei dieſer Gelegenheit nannte er mir zuerſt Ihren Namen und war verwundert, als ich über Ihre Werke, von denen er nichts wußte, ſo genau unterrichtet war."

„Ich bitte Sie, meine Frage nicht falſch zu deuten, nicht ſo, als ob ich — —"

„Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche", fiel Freund ein, „ich komme, wenn ich in dieſem Lokale bin, immer nur einer Einladung des Direktors und des Kollegen nach. Wären Sie abgeneigt, in meiner Geſellſchaft noch eine Stunde im Café zu verplaudern? — Zudem: ich habe verſprochen, meiner Schweſter Geleit nach Hauſe zu geben. Sie verbringt den Abend im Kreiſe einiger Freundinnen und wird mich jetzt erwarten."

„Sie kommen damit nur meinem Wunſche entgegen", antwortete Reif. —

Fünf Minuten ſpäter gingen die beiden Männer langſamen Schrittes unter den mondlichtblanken Linden der Promenade hin. Es war eine ſtille, ſilberne Spätſommernacht.

Aus einem der Villengärten klang helles Lachen, klangen Mädchenſtimmen.

„Da ſind wir am Ziel," ſagte der Oberlehrer.

Bunte Lampions leuchteten aus dem Dunkel der Bäume des Gartens. In der Nähe der eiſernen Pforte, auf dem Wege, deſſen grauer Kies blank war wie das Mondlicht, ſtand ein Trupp junger Mädchen. Ihr Geſpräch verſtummte beim Nahen der Tritte.

Freund gab ſich zu erkennen und ſtellte Reif vor.

Gerharda Freund allein kannte den Namen Reifs aus ſeinen Büchern. Selbſtverſtändlich wolle ſie ſich anſchließen, ſagte ſie. Man verabſchiedete ſich ſehr förmlich.

Das Zimmer des kleinen Cafés war voll klarer Luft, die ſich mit dem Silberlicht der Nacht durch die Efeuvorſetzer ſpann. Die Fenſter ſtanden geöffnet. Es war niemand zu Gaſt.

Die Straßen waren ſchon ganz ſtill, und hinter den Fenſtern der Häuſer waren die Lampen ausgetan. Die Mitternacht klang vom Turm.

Als man ſich an dem runden Marmortiſch niedergelaſſen und der würzige Duft des Mokka durch das traulich geſtimmte Zimmer wehte, erfuhr Gerharda den Zuſammenhang der Dinge, die Urſache von Reifs Beſuch.

Der Oberlehrer reichte ſein Zigarettenetui Reif herüber; auch Gerharda lehnte nicht ab.

„Es iſt einer Dame in der Provinz ganz unmöglich gemacht, im Café eine Zigarette zu nehmen, ohne daß ſie ein Opfer der ſchlimmzüngigen Fama

werde", ſagte das Mädchen. „Nicht, daß ich dem Rauchen der Frauen das Wort reden möchte — aber ich meine: ſo etwas ſollte doch aus der Situation heraus beurteilt werden. Man würde Gegenſtand unliebſamſter Klatſcherei werden, wenn man ſich ſelbſt in den eigenen vier Wänden etwa regelmäßig am Tage den Genuß einiger Zigaretten gönnte."

Gerharda empfand ſehr bald, daß dieſe geſchickte Entſchuldigung Reif gegenüber unnötig war.

„Nun ſchlag ich vor", ſagte dieſer, „wenn anders Sie nicht Sehnſucht nach den heimiſchen Penaten empfinden, gnädiges Fräulein, — nicht mit der Uhr in der Hand den Kaffee zu nehmen."

„Haha", lachte Gerharda, „wiſſen Sie auch, daß mein Bruder über einem Aufenthalt in dieſem Café, wie er ihn ſich gerade wünſcht, das heißt: in einer Geſellſchaft, wie er ſie heute gefunden, mich gänzlich vergeſſen könnte? Von ſeiner Seite erwarten Sie niemals die Mahnung zum Aufbruch! Was gilt's, Dietrich, Du könnteſt den Tag hier kommen ſehen, ohne die leiſeſte Reue zu empfinden?"

Freund lächelte.

„Könnt' ich", ſagte er, „aber die Bierhausatmoſphäre oder ein Hindämmern bei alltäglicher Unterhaltung ſchafft mir einen ſchlimmen Tag."

„Sehen Sie!" lachte Gerharda.

„Uebrigens: ich bin Ihnen eine Antwort ſchuldig", nahm Freund das Geſpräch wieder auf. „Ich bitte

Sie, sich zu entsinnen, daß ich den Stadtkeller verließ, um meine Schwester zu geleiten — just in dem Augenblicke, als Sie eine Auskunft von mir verlangten. Ich dachte, das werde sich hier unter angenehmeren Verhältnissen besser erledigen lassen."

„Gewiß", entgegnete Reif, „ich hatte Sie gebeten, mir meine Frage nicht falsch zu deuten, weil sie Herrn Direktor Bach anging, mit dem mich, wie Sie wissen, eine Jugendfreundschaft von seltener Innigkeit verband.

„Sie hat sich, wie's scheint, dennoch nicht stark genug erwiesen, durch das Leben zu dauern", setzte Reif hinzu. Dann fuhr er fort:

„Ich möchte nun begreiflicherweise nicht über Bach sprechen, wenn ich nicht weiß, inwieweit er Sie zum Vertrauten gemacht hat. Uebrigens schicke ich voraus, daß es sich für mich darum handelt, die Entfremdung, welche zwischen uns Platz gegriffen, zu beseitigen und das alte herrliche Verhältnis wieder herzustellen."

„Ich habe Ihnen bereits Andeutungen darüber gemacht", sagte der Oberlehrer. „Den Plan, musikalischen Studien obzuliegen, hat er jedenfalls sehr schweren Herzens aufgegeben. Ich weiß eben nicht," setzte er ein wenig zaudernd hinzu, „wie weit ich gehen darf, ohne mich auch meinerseits eines Vertrauensbruchs schuldig zu machen. Wissen Sie, daß

Bach zu arm war, um die Koſten für den Beſuch des Konſervatoriums zu erſchwingen?"

„Sie dürfen vorausſetzen, daß Bachs Angelegenheiten reſtlos die meinen waren, bis er in die Familie ſeines Schwiegervaters eintrat, wenigſtens bis ſeine Schwiegereltern von der Verlobung mit Maria Vogt erfuhren", entgegnete Reif.

„Dann iſt Ihnen bekannt, daß er durch einen Freund in die Lage geſetzt werden ſollte, ſeinen künſtleriſchen Neigungen obliegen zu können.

„Dieſer Freund war ich. Das Honorar meines erſten Romans, für das ich keine beſſere Verwendung hatte, war dazu beſtimmt, ihn zu unterſtützen.

. . . . Ich kam zu ſpät.

Das tat mir weh, weil ich mich der Erfüllung eines lieben Wunſches — auch meinerſeits — ſo nahe geſehen. Bach iſt aber, ſoviel ich wahrzunehmen glaubte, durchaus befriedigt von ſeinem Berufe?"

„Zweifellos: aber in Stunden heimlicher Einkehr in ſein Herz mag's wohl in ihm ſtürmen. Mir iſt, als ſänne er dann wehmütig einem Traum ſeiner Jugend nach, der ſich nicht mehr erfüllen kann. Am weheſten mag es ihm tun, daß er dieſen Gedanken ſo verbergen muß und gar keine Teilnahme auf Seiten ſeiner Frau findet. Manchmal glaube ich, daß er heute noch unter dem Wunſche von einſt bitter leide."

„Wir haben uns oft darüber unterhalten", warf Gerharda ein, „der Mann ist resigniert." Ihre Zigarette, nur halb geraucht, war im Aschebehälter verlöscht.

Eine herbe Stille legte sich um den Mund des blonden Mädchens, die die Energie ihrer Züge noch schärfer in die Erscheinung treten ließ.

„Mich deucht, Sie halten noch mit einer Ihrer Wahrnehmungen über Bach zurück, gnädiges Fräulein", sagte Reif forschend.

Gerharda zuckte ein wenig mit den Achseln. Ihre Lippen schlossen sich fester. Ein fast verbitterter Zug lag um ihren Mund.

„Lassen Sie mich für meine Schwester reden, Herr Reif", sagte der Oberlehrer. „Frau Direktor Bach und Gerharda verstehen sich nicht. Das ist begreiflich.

„Sie kennen die Hergebrachtheit der Anschauungen und starren Vorurteile der Familie, aus welcher sie stammt, zweifellos. Gerhardas Erziehung hat in der Hauptsache mir obgelegen. Sie ist als Kind von fünf Jahren Waise gewesen. Kaum konfirmiert, ist sie mir nach Brasilien gefolgt. Ich habe mir ihre Erziehung angelegen sein lassen wie die eines Kindes. Gerhardas Anschauungen sind andere, als die einer Frau unseres engen Bürgertums."

„Das wäre ihr noch nicht zu verübeln", begann Gerharda. „Daß sie aber über mich klatscht, daß sie

mich — wie ist doch der herrliche Ausdruck? — für ‚überspannt' erklärt, weil sich meine Anschauungen nicht mit jenen engbürgerlichen der sächsischen Provinzstadt berühren, daß sie meine Zurückgezogenheit als Hochmut ausschreit, das ist einfach niederträchtig."

Eine Träne war in Gerhardas Auge getreten.

„Gerharda!" mahnte Freund.

„Ich finde, Sie haben recht", sagte Reif. „Wenn ich richtig sehe, ist die Gattin Bachs auch die Ursache unserer Entfremdung. Ich glaube Bach niemals Veranlassung gegeben zu haben, sich von mir zu wenden. Und ich meine: seine Gesinnung konnte sich nicht in dem Maße ändern, ohne einen entschiedenen Einfluß von außen, dem er aus irgend einem Grunde nicht gewachsen ist. Allein —" fuhr Reif lachend fort, „ich glaube, wir sind damit auf ein Gebiet gelangt, das der Liebenswürdigkeit des Geschicks, welches uns heute zusammenführt, sehr ferne liegt. Heben wir uns das für ein ander Mal auf!"

Auf Freunds Veranlassung war eine Flasche ‚Rüdesheimer Berg' gebracht worden.

Man kam auf die zeitgenössische Literatur zu reden, auf die famose Ueberbrettelei, auf Theodor Fontane und Adalbert Stifter, ihre hochgemute Kunst mit der starken deutschen Seele . . . .

Die Standuhr schlug zwei und mahnte zur Heimkehr.

Das Versprechen, den Besuch Freunds und seiner Schwester in den nächsten Tagen erwarten zu dürfen, nahm Reif mit auf den Weg.

Das Licht verlöschte im Café als sich die späten Gäste noch auf den Stiegen vor der Tür befanden.

Reifs Tritte verhallten in der silbernen Einsamkeit der träumenden Straße nach dem Hotel.

Sechzehntes Kapitel.

Als Gilbert Bach gegen Mitternacht im Begriff gewesen war, auf den Markt der Stadt einzubiegen, hatte er plötzlich stillgestanden.

Die Stimmung der Mondhelle, seine erzwungene Kälte gegen Reif, wie sie wenigstens gegen den Rest des Abends bemerkbar, hatten ihn nachdenklich gemacht.

Er fühlte die Unfreiheit, die ihn beherrschte: mehr als einmal war es ihm gewesen, als müsse er diesem treuesten Freunde jubelnd an die Brust fliegen. Warum zwang er sich zur Zurückhaltung?

Er fühlte das Bedürfnis, seinen einsamen Gang fortzusetzen, um mit sich selbst darüber zur Klarheit zu kommen. Darum schritt er über den Marktplatz hinweg und ging in die träumende Stille der nächtlichen Anlagen.

In schweigsamem Sinnen verloren, wanderte er fast eine Stunde. Es war kein Mensch ringsum, ihn in seiner Einkehr zu stören.

Als er in die Nähe seiner Wohnung kam, war es kurz vor Mitternacht. Durch die Jalousien der Fenster von Marias Zimmer sickerte noch der Schein des gedämpften Lichts.

Bei seinem Eintreten in das Gemach lehnte Maria im Polsterstuhl. Sie hatte das Taschentuch vor dem Mund und ihre Augen waren vom Weinen gerötet. Ihr Gruß war kurz und unfreundlich; sie antwortete auf des Mannes verwunderte Fragen nicht.

„Reif läßt sich Dir empfehlen. Er hat unsern Besuch mit den Kindern für einen der nächsten Tage erbeten."

„Ich werde nicht zu ihm gehen," antwortete Maria gereizt.

„Warum nicht? Ist er Dir nicht mit aller Liebenswürdigkeit begegnet? Was hat er verschuldet? Dein Benehmen meinem Freunde gegenüber, der doch wirklich von seltener Treue des Herzens ist, hat etwas verletzendes, auch für mich."

„Du sprichst sehr herausfordernd, Gilbert," sagte Frau Maria im Tone von vorhin und richtetete sich im Stuhle empor. Dann fuhr sie fort:

„Glaubst Du, ich sei imstande, Reifs wiederholtes Eintreten in unsere Familie, dieses Sichhineindrängen in unser Leben als eine Annehmlichkeit zu empfinden? Du kennst die Ansicht meines Vaters über ihn. Glaubst Du, daß das Verhältnis zwischen uns und dem Elternhause durch das erneute Auftauchen dieses Mannes gebessert werde?"

Bach ging erregt im Zimmer auf und ab.

„Was soll das heißen, Maria?" fragte er.

„Das soll heißen, daß ich Reif für einen Mann halte, der mit seinen ‚Ueberspanntheiten', mit seiner

Verachtung aller gesellschaftlichen Gebräuche, mit seiner Unterschätzung unserer Kreise das Glück unserer Familie zu vernichten imstande sei!" —

„Maria!" —

„Ich habe in diesem Sinne bereits nachhause geschrieben und hoffe auf einen energischen Einspruch seitens meiner Eltern." —

„Wo ist der Brief?" —

„Oho! Glaubst Du etwa, Du könntest die Absendung verhindern? Er ist längst zur Post gegeben!" —

„Das ist niederträchtig."

„Siehst Du," rief Maria höhnisch, „darin erkenn' ich schon den Einfluß Reifs! O, ich weiß um die Macht, die er über Dich hat! Du fühltest Dich wohl im Amte, Du warst zufrieden mit Deinen Erfolgen und freutest Dich des rascherreichten Ziels, das doch wahrlich ehrenvoll ist. Ich war froh, für die Folge die angesehene Stellung meines Mannes, die endlich meiner Herkunft entspricht, repräsentieren zu können." —

„An Vornehmheitskitzel hast Du von jeher gelitten. Nun umnebelt er Deine Sinne aufdringlicher denn je." —

„Ich kann Dir nur sagen, daß ich nachhause geschrieben: bei der geringsten Wahrnehmung eines nachteiligen Einflusses dieses Reif auf Dich — ich meine damit, wenn er dadurch Deine alten ‚Künstler-

träume' wieder aufweckt — werde ich die Kinder nehmen und Dein Haus verlaſſen. Laß mich ausreden: Dieſer Mann beſitzt eine Macht der Ueberzeugung, die Dir gefährlich ſein wird. Er wird die alten Narben alle wieder aufreißen und den längſt gebrochenen Faden wieder anzuſpinnen wiſſen: Kunſt, Muſik — und was weiß ich!"

„Da ſei beruhigt: Das wird er nicht," ſagte Bach tonlos.

„Oho! Haſt Du mit ihm nicht bereits von jenen ‚überſpannten' Ideen geſprochen? Wärſt Du etwa der Mann, dem zu widerſtehen?" fragte Maria ſpöttiſch.

„Das iſt eine Frage, deren Beantwortung im Augenblicke müßig iſt. Aber das eine kann ich Dir ſagen: Reif wird niemals daran denken, mich auf die alten Wege zu führen, denn er weiß viel zu genau — — ich habe das Glück meines Lebens verſäumt."

Maria ſprang auf.

„Was? Das Glück Deines Lebens verſäumt? Das wagſt Du mir zu ſagen? Haſt Du nicht mich, Deine Kinder, Deine angeſehene geſicherte Stellung? Und das nennſt Du ‚das Glück Deines Lebens verſäumt?' Ich wußt' es ja, daß es ſo kommen mußte. Die Erinnerung an ihn konnte Dir all die Jahre her Dein Lachen rauben. Deine Freude ſchlug bei dem Gedanken an ihn in wehmütige Trauer um."

„Weil ich längſt erkannt habe," ſagte Bach, „daß das Glück meines Lebens einzig mit ſeiner Perſon verknüpft geweſen wäre, wie das Glück meiner Jugend. Aber andererſeits: hab ich mich nicht beſſer, als ich erwartete, in alles gefunden? Ha, ich hab' entſagen gelernt! Eine Entſagung iſt mein ganzes bisheriges Leben! Armut, Borniertheit, engbürgerliche Vorurteile, die Liebe — alles hatte ſich gegen mich verſchworen. Und ich bin der Verſchwörung Opfer geworden."

Maria zitterte. Ihre Augen waren trocken. Aus ihren Blicken ſprach ein mühſam verhaltener Haß.

„Die Liebe — ſagſt Du?"

„Laß mich ausreden," entgegnete er, „ich hab' es getragen ſieben Jahr —"

„Haha," lachte ſie höhniſch, „Du fängſt an zu zitieren; das Pathos ſteht Dir ſchlecht!"

„Ich habe ſchweigſam zugeſehen, aus Liebe zu Dir auf dem Platze verharrt, auf den mich ein leidig Schickſal geſtellt, um einen öffentlichen Skandal zu vermeiden. Ich hab' auf Kommando geſtrebt. Mehr als einmal bin ich mir unwürdig erſchienen. Ich mußte mir ſagen, daß ich Konnexionen und abermals Konnexionen mein raſches Emporkommen verdanke. Um mich vor mir ſelber nicht ſchämen zu müſſen, hab' ich all' meine Kräfte angeſpannt und endlich bin ich dahingekommen, mir ſagen zu dürfen: auch meinem Eifer und meinem niemals müden Fleiße

dank' ich zum Teil meine Stellung. Ich wollte sie nicht von Deinem Vater geschenkt erhalten. Daß unter den hundert Bewerbern um dieses Direktorat Würdigere waren als ich, kann ich mir nicht verschweigen. Ha, sie hatten keine Fürsprecher! Freilich: es wäre töricht von mir, darin etwas absonderliches zu erblicken. Wo auf der Welt ist das nicht so? Das ändert für mich aber doch an der Tatsache nichts, daß ich durch andere auf meinen Posten gesetzt bin."

Maria atmete heftig.

„Das wußt' ich vor einer Stunde noch nicht," zischte sie, „das ist ja eine herrliche Weisheit! O, wenn das mein Vater wüßte! So lohnst Du also seine Gänge und Mühen, die er Deinetwegen auf sich genommen?"

„Es kommt wohl hier vor allem auf den Beweggrund Deines Vaters an," antwortete Bach sehr bestimmt. Seine Ueberlegenheit befremdete und quälte Maria in dieser Stunde doppelt.

Er fuhr fort:

„Weißt Du, welcher der war? Wieder der Vornehmheitskitzel, seine Selbstsucht, sein Protzentum — die ließen ihn nicht ruhen. Er wollte sagen können: ‚mein Schwiegersohn, der Herr Direktor' und ‚meine Tochter, die Frau Direktor'."

„Gewiß!" bestätigte Maria spitz. „Denkst Du vielleicht, es wär' ihm ein Vergnügen gewesen, seine

einzige Tochter mit einem Dorfschulmeister verheiratet zu wissen? Oder gar mit einem Musikus?"

„Also!" sagte Bach. Seine Ruhe ward immer bestimmter. „Ueber den Beweggrund wären wir einig und ich habe Dir bereits gesagt, daß ich die lästigen Fürsprachen Deines feineren Regungen baren Herrn Vaters mehr als einmal drückend empfunden. Darum habe ich an meinem Teile Sorge getragen, meinen persönlichen Wert nach Kräften zu erhöhen.

O, wenn Du eine Ahnung hättest von der Schwere der Lasten, die ich getragen, weil sich in jeder Stunde der Erholung das Gespenst der Reue grinsend an mich heranschleicht, um mir höhnisch zuzuflüstern: ‚Du hast das Glück Deines Lebens verspielt' — ich sage: wenn Du eine Ahnung hättest, würdest Du mir in sanftmütiger Liebe mit tragen helfen. Aber Du bist das Kind Deines Vaters . . ."

Maria schrie auf. Sie erstickte ihr lautes Schluchzen mit dem weißen Spitzentuche.

Einen Augenblick später stand sie schweratmend vor ihm:

„Du — Du hast mich betrogen! Betrogen durch all' die Jahre!"

Gilbert sah ihr gefaßt in's Auge.

„Du bist krank," sagte er. „Könntest Du sonst einen derartig törichten Schluß aus meinem Bekenntnis ziehen?"

„Bekenntnis!“ rief Maria. „Ja, das ist das rechte Wort! Du hast mir's verheimlicht durch die lange Zeit unserer Ehe, daß Du leidest, daß Du in einem Joche zu gehen glaubst, welches Dir von meinem Vater aufgezwungen.“

„Du schießt in Deiner Aufregung weit über das Ziel hinaus,“ unterbrach sie Bach. „Aber ich bin froh, daß dieser Augenblick endlich gekommen ist, der mir Klarheit über mich und Dich bringen soll. Meinst Du, ich hätte ohne innige Liebe zu Dir diese Bürde klaglos zu schleppen vermocht? Hast Du mich jemals zag gesehen? Und so oberflach kennst Du mein Herz, so wenig Anteil nimmst Du an seinen heimlichsten innigsten Regungen, daß Du nicht erkannt hast, wie seit sieben Jahren sein frohgemuter Schlag, sein reiner Klang verloren gegangen ist.

Schweig und laß mich ausreden!

Du hast niemals daran gedacht, mich zu verstehen, Maria! Schon lange nicht mehr, wenn überhaupt je. Und heute ist Dir allein noch daran gelegen, Deine ‚Toiletten‘ standesgemäß zu haben, die Kinder zu putzen, Kaffees zu geben — kurz, Dich auf die ‚Dame‘ hinauszuspielen, Deinen Vornehmheitsgelüsten zu frönen. Und — ich muß Dir das Zeugnis geben: es gelingt Dir.“

Maria lächelte spöttisch. Sie verbarg die Unbequemlichkeit schlecht, die ihr Bachs Worte verursachten.

„Mein Kind," fuhr er fort, „das ist nur der Anfang. Du hast alles Maß verloren! Zu Toilettenaufwand für Dich und die Kinder langt mein Gehalt nicht und — das ist das Schmerzlichste für mich —. Du erweisest Dich als eine Frau von der gleichen bedauerlichen Verengung des Geistes wie alle jenen, die in den hergebrachten Anschauungen ihrer Kreise erstarrt sind."

„Da haben wir's!" rief Maria, „Reif! Reif! Mir ist, als hört' ich ihn sprechen! Oder wagst Du zu behaupten, daß es nicht seine Weisheit sei, die Du mir da vorsetzest?"

„Mag sein," entgegnete Gilbert, „daß diese Anschauungen sich mit denen Reifs decken. Das sollte mich freuen. Aber ich darf Dir sagen, daß Reif Dich und unser Verhältnis, meine Absichten und Angelegenheiten, die einst die seinen waren, nicht mit einem Worte berührt hat. Reif ist viel zu scharfsichtig, um nicht genau zu wissen, daß diese scheinbare Harmonie an mir nicht echt sein konnte. Ich zweifle keinen Augenblick, daß ich ihm heute unwahr erschienen bin. Und ich bin's gewesen! Ich hab' ihn gehen heißen, ohne ihm meine Gastfreundschaft anzutragen — in Rücksicht auf Dich. Ich hab' — kurz: ich hab' ihn belogen!"

Gilbert Bach ging mit großen Schritten durch's Zimmer.

„Aber mein Herz hat nach ihm geſchrieen all' die Jahre hindurch. Jetzt erſt weiß ich das. Und es fordert ihn nun doppelt laut von mir. Weißt Du, was ich tun werde? Ich will zu ihm gehen und zu ihm ſagen: verzeih' mir, daß ich Dich ſo empfing! Zwiſchen Dir und mir ſoll wieder Klarheit ſein und um uns Sonne. In dieſer Sonne will ich geſund werden. In dieſer Sonne ſoll mir der karge Reſt der Blüten, der noch nicht verkümmert iſt, zur Frucht reifen.

„So will ich zu ihm ſagen.

„Maria, ich war daran, mich um mein Leben zu betrügen, um mein ganzes Leben! Ich will mich nur um ſieben Jahre betrogen haben." —

„Das iſt zuviel, Gilbert! Das iſt zuviel! Und wer hat Dich betrogen? Ich! Wem dankſt Du jene armen verbitterten Jahre? Mir! Ich werde — —"

„Du wirſt überhaupt garnichts, mein Kind. Verſtehſt Du mich? Sagte ich Dir nicht ſoeben: ich war daran, mich um mein Leben zu betrügen? Hältſt Du mich wahrhaftig für töricht genug, Dir, einer Frau, die in der Enge freudeloſer kleinbürgerlicher Geſinnung erzogen iſt, —"

„Wieder ein Vorwurf gegen meine Eltern", warf Maria erregt ein, „die mir die beſte Bildung gaben, die beſte Schule von Kamberg und dann Penſion und . . . ."

„Ich weiß, ich weiß!“ fiel ihr Gilbert ins Wort. „Ich will nicht mit Dir rechten, wieweit die Schuld an Dir und Deinen Eltern oder an mir ſelber liegt. Aber ich empfinde heute, da Reif mit der alten Geſinnungstüchtigkeit vor mich hingetreten iſt, daß ich das ändern muß. Und Du, Maria, wirſt Dich fügen!“

„Niemals!“

„Du wirſt, ſag' ich Dir!“

„Und ich ſage Dir: Wenn dieſer Reif noch einmal über unſere Schwelle tritt, werde ich dieſes Haus verlaſſen. Ich und die Kinder.“

„Dann werde ich Mittel und Wege finden, Dich zurückzuzwingen.“

„Gilbert!“

Ein ſpitzes Leuchten ging aus ihren Augen. Sie ziſchte dieſen Namen.

„Ha, lächerlich!“ rief ſie, nachdem ſie ihren Ton mühſam gemeiſtert. „Man wird Dich für krank erklären, wenn man erfährt: der Direktor Bach will Muſikus werden.“

„Wer hat Dir geſagt, Maria, ich wolle heute noch den Traum meiner Jugend in Erfüllung gehen laſſen? Du biſt eben nicht imſtande, mich zu verſtehen. Ausharren will ich! Ausharren ſo gut wie's geht und mich mit dem Schickſal, das mich überliſtet, leidlich abfinden. Ich ſage Dir jedoch: in

der Hauptsache wird es von Dir abhängen, das Glück unseres Lebens nicht völlig zu vernichten."

Bach ergriff ein auf einem Bauerntisch liegendes Buch. Stifters ‚Studien'.

Maria's verhaltenes Weinen klang„ während er sich an den Tisch setzte, um zu lesen, leise zu ihm herüber.

„Willst Du nicht schlafen gehen? Es ist zwei Uhr, Maria?" fragte Bach nach einiger Zeit sanft.

Er wartete vergeblich auf eine Antwort.

Er fand sich heute nicht zurecht in dieser Ruhe der Seelen, die so rein und friedsam in Stifters ‚Brigitta' atmet.

Es war die wundersame Schilderung der ungarischen Heide, die er las, die Geschichte jener beiden starken Menschen, die das Schicksal auseinandergerissen, bis nach Jahren ihre Seelen sich wieder gegenüberstehen und nacheinander rufen, so laut, daß sie den Weg abermals zu sich finden, um nun gemeinsam durch die Herbstsonne ihres Lebens zu wandeln.

Wie eine streichelnde Hand legte sich der Zauber der Muse dieses Dichters auf Gilberts Herz.

Allmählich vergaß er, was um ihn war. Sein Herz schlug wieder ruhsamen Schlag.

„Lasest Du ‚Brigitta' von Stifter, Maria?"

„Nein."

„So komm", bat er. „Wir wollen in dem Segen, der aus dieſer Erzählung geht, vergeſſen, was geweſen iſt. Wir wollen lernen, uns wiederzufinden und das Glück unſeres Lebens zu geſtalten.

Magſt Du?"

In Gilberts Stimme war eine beſänftigende träumeriſche Weichheit, welche Maria nicht entging. Sie hörte gern hin, denn ſie kannte die weichen Schwingungen dieſer Stimme, welche ihr ankündigten, daß Gilbert ſeine Nachgiebigkeit wiedererlangt habe, die ſie ſo oft zu ihrem Vorteile ausgenützt hatte.

„So lies", ſagte ſie tonlos.

Und Gilberts Seele klang in die Worte, in denen ſie zum erſtenmale allen Reichtum erſchöpfte, der darin geborgen iſt.

Maria hatte niemals die Sammlung des Herzens gefunden, die dieſer Dichter verlangt.

„Viele fühlen den Feiertag der Seele nicht, der durch Stifters Worte läutet wie die Sonntagsglocken durch die tauige Morgenfrühe", ſagte Bach.

Nach einer Weile träumeriſchen Sinnens begann Maria dem Leſenden zu folgen. Der ſprach in gemeſſenem, weihevollen Ton.

Und die Dichtung ſtimmte ſich die Seelen der beiden.

Er las bis zu Ende.

„Hier iſt das Finden eines Weges aus der drohenden Oede und Erſtarrung der Herzen in die

Sonne gemeinſamen Glücks, die Sehnſucht, die kein kaltes „zu ſpät“ kennt, Maria.“

Und Gilbert Bach legte das Buch leiſe an ſeinen Platz.

Er ſtreichelte Maria die Stirn.

Sie litt ſeine ſanfte Hand.

Siebzehntes Kapitel.

Einige Tage ſpäter lag die Spätſommerſonne mit immer gleichem Lachen über der Welt.

Die Kaſtanien ſteckten voll junger Hoffnung zum zweitenmale ihre Blütenkerzen an. Die Schwalben ſchwammen im Golde des ſpäten ſommerwarmen Lichts. Und doch fielen die erſten Blätter, und doch ſtanden die Felder kahl, und die Stare ſaßen zu hunderten in der Pappel und erzählten ſich von der Südlandfahrt.

Hertwig Reif erging ſich unter den Schattenbäumen ſeines ſtillen Gartenlands.

Die Sommergäſte, welche vorübergehend das Erdgeſchoß der ‚Villa Maria‘ bewohnt hatten, waren wieder heimgekehrt und in dem traulichen Landhaus war das frühere ruhevolle Schweigen zu Gaſt.

Da klang die Glocke an der Gartenpforte.

Dietrich Freund und Gerharda, die Reif faſt ſehnſüchtig erwartet, grüßten über das Eiſengitter herüber. Es war eine herzliche Freude des Wiederſehens, die aus aller Augen lachte.

Ein Fink ſchlug. Droben vom Fichtenhange her antwortete ein anderer.

Die schwarzen Trauermäntel schwammen durch das zitternde Gold des Herbsttages wie in dem jungen Schimmer der Maiensonne.

Noch standen die Rosen in Blüten. ‚Madame Caroline Testout' grüßte durch die dunklen Laubgänge herüber, und die goldene ‚Perle des jardins' wehte weichen Duft.

Da ließen sich die drei Menschen am Tisch unter den tiefherabhängenden Aesten der großen Fichte nieder; ihre Füße waren wie auf Samt durch das kurze blumenlose Gras gegangen.

Im kupfernen Teekessel begann das Wasser zu singen. Die Spiritusflamme wehte nicht ruhelos vom Winde geworfen unter dem Kessel hinweg. Der Wind schlief irgendwo an einem der sonnigen Hänge, hatte sich in sanftem Dufte der Heideblumen verträumt und das Wandern vergessen.

„Hat der Direktor Ihnen seinen Besuch angemeldet, Herr Reif?" fragte Dietrich Freund.

„Nein", sagte Hertwig mit aufrichtiger Verwunderung, „nein. Hat er davon gesprochen?"

„Gewiß. Jedenfalls überbring' ich Ihnen Grüße."

Gerharda übernahm es, den dampfenden Tee in die Gläser zu gießen.

„Sie sind natürlich für den Abend bei mir zu Gaste", sagte Reif lächelnd. „Ich lasse keine Entschuldigung gelten. Ich hoffe, Sie haben sich frei-

gemacht. Sie ſind mein erſter Beſuch in dieſem Hauſe — halt, der erſte, den ich überhaupt empfange."

„Nicht möglich, hahaha", lachte Dietrich Freund.

„Sie ſtaunen? Ich beinah' auch. Aber ſehen Sie, das erklärt ſich aus meiner ununterbrochenen Arbeit, aus meinem Aufenthalt in Italien, der mir zu geſellſchaftlichen Beziehungen gar keine Gelegenheit gab. Ich habe kaum einen Nachteil für meine Dichtungen daraus herleiten können. Ein wenig geſellſchaftliche Unbeholfenheit, wenn man will. Ich bin aber deshalb kein Menſchenfeind, meine Herrſchaften und pflege dem Leben nicht aus dem Wege zu gehen. Ich bin nur ein wenig wähleriſch in meinem Umgange — weil ich mich in den nüchternen geſchäftlichen Seelen, die der Alltag ſich zeugt, nicht gut zurechtfinde."

„Ganz Deine Neigungen, Dietrich — nur mit einem kleinen Unterſchied in ihren Folgen, hm?" fragte Gerharda mit freundlichem Spotte.

Der Oberlehrer lächelte.

„Unterſchied in ihren Folgen? Hm. Ich glaube, Du haſt recht. Du meinſt: ich ſei ein wenig verſtaubt. Das bin ich wohl. Zu meiner Seele tritt aber auch keine Muſe, die ſorgend mit goldener Hand den Staub fortführe. Es ſei denn, Du —"

„Hahaha, ſehr gut: Gerharda Freund die Muſe mit der goldenen Hand, die die brüderliche Seele

blank macht! Du, das haſt Du fein gemacht!" lachte die Schweſter.

Sie ſtrich mit der Hand über des Bruders Stirn. Er lächelte wie der Sommertag und aus ſeinen Augen ſah laut ein fröhlich Glück.

„Mir iſt, Sie treiben mit dem Ernſte Scherz", ſagte Reif.

„Warum?" fragte Gerharda.

„Weil Sie die Stelle der Muſe ſich nicht auszufüllen getrauen."

„Offen geſagt — nein! Wohl lach' ich ihm den Schulſtaub von der Seele; denn ſelbſt ein Herz von der Klarheit des ſeinigen ſchlägt in der trübſeligen Dürftigkeit der Schulſtube, die dieſe doch nicht ſelten erfüllt, verzagt. Aber wie lange werde ich das noch vermögen? Die Welt, welche uns umgibt, Herr Reif, die iſt's, deren Opfer ich allgemach auch werden muß."

Die letzten Worte waren von Wehmut erfüllt. Um Gerhardas Mund legte ſich die Strenge, die in jener anderen Nacht ihre Lippen ſo herb gemacht hatte. Auch die Männer waren nachdenklich geworden.

„Ich ſpreche nicht gerne davon. Schon der Gedanke verſtimmt mich. Aber fragen will ich jetzt: iſt denn kein Mittel, dieſe freudloſe Geſinnung, dieſe geiſtige Armut des Durchſchnittsprovinzlers zu heben?"

„Ich glaube keins zu sehen", sagte Freund nach einer Weile, während Hertwig Reifs blanke Augen an dem Antlitze des Oberlehrers hingen.

„Ich dagegen sehe in der Kunst das Mittel, welches unser Volk gesund zu machen imstande ist", sagte Reif.

„Aber die Kunst läuft ja an jenen Menschen ab, wie — beinahe hätt' ich einen recht profanen Vergleich gebraucht, — ich meine: es fehlen ja selbst dem sogenannten gebildeten Laien alle inneren Beziehungen zu ihr, jedes tiefere Verständnis für ihr Wesen. Unser Volk ist ihr ja gänzlich abgestorben!" rief Gerharda aufs höchste interessiert.

„Und der Durchschnitt des Volkes", setzte Dietrich Freund hinzu, — „wie will man denn diesen verarbeiteten, diesen vermühten, verstaubten Seelen, wie will man denn diesen herzensöden Tausenden beikommen?"

„Die Folge davon", sagte Reif achselzuckend, „daß wir eben ausschließlich eine Kunst für Künstler besitzen."

Die Gartenpforte klang. Reif gab der Wartefrau den Auftrag, Wein in den Kühler zu besorgen und die nötigen Gläser herbeizubringen. Die Frau ging.

Nach einer Weile erschallte abermals ein verschüchterter Klang der Glocke vom Pförtlein und unterbrach die Plaudernden.

Reif ſtand von ſeinem Sitz auf. Die niederhängenden Aeſte der Fichten wehrten den Ausblick vom Tiſch nach dem Eingang.

„Bach!“ ſagte Reif halblaut zu ſeinen Gäſten. Und „Gilbert!“ rief er überraſcht und mit herzlicher Freude hinüber nach dem Tore.

Der Oberlehrer und Gerharda traten unter den ſchirmenden Bäumen hervor und gingen dem Eintretenden grüßend entgegen.

Die Wartefrau nahte vom Hauſe her mit dem Servierbrett, auf welchem der blanke Kühler glänzte. Die grünlichen Gläſer läuteten leiſe aneinander.

„Noch ein Glas!“ rief Reif der Frau zu. Die kehrte um.

Mit den Ausdrücken unverfälſchter Freude wurde Bach zu dem traulichen Sitze geleitet, der von purpurroter Abendſonne umfloſſen lag.

Kein Zweig, kein Blatt regte ſich im Garten.

Dietrich Freund ſagte, er habe ſich vorgenommen, mit dem Beſuch bei Reif noch einen anderen im Städtchen zu verbinden, der ihn auf eine Viertelſtunde fortrufe. Allein die Frau brachte die Gläſer, und beim Rheinwein war die Unterhaltung bald wieder in Gang.

Reifs Auge war leuchtender geworden bei dem Verſtändnis, welches er für ſeine Ideen auf ſeiten Gerhardas wahrnahm. Das ‚künſtleriſche Programm für das zwanzigſte Jahrhundert‘, das auch das einer

Kunſt fürs Volk umfaßte, wurde in heiterem Geſpräch aufgeſtellt und die purpurne Sonne fing an, zu verlöſchen.

Man ſah dem Spiele der ſchimmernden warmen Lichter eine Weile zu, lauſchte den weichen Weiſen der Amſel, die vom Föhrenwipfel ſang. Auf den breitblätterigen Stauden zitterte da und dort ſchon ein Tropfen Tau. Ueber dem Strome ſtiegen feingewobene Nebel.

Die Männer trugen ihre Gedanken hinein in die Fülle des roſigen Abendlichts.

Dietrich Freund erinnerte ſich ſeiner Abſicht, für kurze Zeit nach der Stadt zu gehen.

„Gehen Sie jetzt nicht, lieber Oberlehrer", ſagte Hertwig Reif und füllte die Gläſer. „Ich möchte noch mit Ihnen reden."

Die Gläſer klangen aneinander. Ihr ſanftes Läuten verflog ſich im wehenden Licht.

„In erſter Linie geht Sie das an, Gerharda", ſagte Reif. Seine Stimme klang faſt feierlich.

„Ihr Eingehen auf meine Ideen hat einen Wunſch, der im Laufe dieſer Tage, ſeit ich Sie geſehen, ſich mehr als einmal mit meinem Herzen beſprochen, in mir ſo laut werden laſſen, daß ich ihn nicht mehr verſchweigen mag. Er beſagt nichts Geringeres als: Sie zu beſitzen.

Sind Sie frei?

Könnten Sie sich entschließen, mein Weib zu werden? — — —"

Bach war der erste, der den kurzen, schweren Augenblick des Schweigens brach.

„Das ist Hertwig Reif! So ungefähr hab' ich ihn mir bei der Werbung gedacht", sagte er halblaut, denn es war an Gerharda, zu reden.

„Frei?" antwortete diese, „ja! Ihnen meine Hand zu reichen? Ebenso offen und grad': hätt' ich's nicht ganz heimlich nach Mädchenart schon erwogen, dann könnten Sie eine Antwort kaum erwarten. Aber so sag ich: Ja, ich will!"

Sie reichte Reif die Hand. Er küßte heiß und dankbar ihren Mund.

„Wie finden Sie denn das, Herr Direktor?" fragte Dietrich in heiterem Erstaunen. „Das und das?" Er deutete erst auf Reif und dann auf die Schwester.

„Für den, der Reif kennt, sehr erklärlich", sagte Bach froh. „In diesem Vorgange hat er Ihnen das Geheimnis all seiner Erfolge als Mensch und Künstler verraten."

Als Dietrich Freund kurz darauf aufstand, sagte er:

„Herr Direktor, ich glaube, wir sind hier überflüssig geworden."

Da flog ihm Gerharda an die Brust, legte ihm ihre Stirn an die Wange und Dietrich streichelte der Glücklichen leise das Haar.

Dann drückte er Reif die Hand und die Männer küßten den Bruderkuß.

In den dämmerigen Abend hinein, über dem die Wölklein leiſe blühten, ſchritten eine Minute ſpäter der Direktor und der Oberlehrer.

Das Lied der Amſel verklang, und die letzten Sonnenflammen in den Wipfeln waren verlöſcht. Die Nacht trat hinter den Gebüſchen hervor. Und weil ſie keinen Laut vernahm, der ſie ſchreckte, ging ſie in ſchwarzen Samtſchuhen über das taufeuchte Gras. Der Mond blieb hinter den Bergen.

„Er hat zu oft junger Liebe geleuchtet, um noch neugierig zu ſein", flüſterte Reif Gerharda ins Ohr.

Der Beſuch, der für dieſen Tag noch in Ausſicht genommen, ward nicht beeilt, und Freund und Bach kehrten im gemächlichen Schritt erſt nach Eintritt völliger Dunkelheit zurück. Ihre lauten Worte verrieten ihr Kommen.

Da trat Reif, Gerharda an der Hand, zur Gartenpforte. Man beſchloß, das Nachtmahl im Hauſe zu nehmen. Gerharda trennte ſich von den Männern, um mit der Wartefrau die Vorbereitungen zu treffen.

Die Roſen dufteten durch das geöffnete Fenſter herein, und der herbe Harzhauch des ſpätſommerlichen Waldes ging hindurch.

Die Freude ſtand mit ſegnenden Händen und blanken Augen unter den frohen Menſchen.

Und die Freude war Königin.

Achtzehntes Kapitel.

Grete Huck sagte: „Wenn man doch nur wüßte, wie dieser Reif aussieht! Aber sie hat nicht einmal ein Bild von ihm. Am Ende hat er gar ein Gebrechen, ist alt, ist häßlich — etwas muß doch mit ihm sein, was nicht richtig ist.“

Marthe Schwärtlein, die kleine, die schon dreimal verlobt gewesen war, behauptete: „Ich kenne das! Was ist das überhaupt für eine Sache? Man muß doch erst ein ‚Verhältnis‘ haben, ehe man sich verlobt. Was soll denn daraus werden? Na, und wie wird er denn aussehen? Man hat doch ein Bild von seinem Bräutigam!“

Henny Habermann wußte genau, daß Gerharda Freund ihren Bräutigam ‚durch die Zeitung‘ bekommen habe. Frau Fluth hätt' es gesagt.

„Seht einmal das hochmütige Ding. Kein Mensch hat etwas erfahren. Denkt Ihr etwa, das ist erst seit heut und gestern im Gange?“ fragte Kathi Fröhlich. „Immer hat sie teilnahmslos dabeigestanden, und wenn wir uns die Augen nach einem ausgeguckt haben, hat sie höhnisch gelächelt. Jetzt weiß ich's; das sollte heißen: guckt ihr nur immer,

ich hab' den meinigen! Aber wißt Ihr, über die Heimlichtuerei kann man ſich doch ärgern."

Das ganze ‚Kränzchen' war voller Entrüſtung.

„Sie hat ſich immer für etwas beſſeres gehalten, als uns. Du lieber Gott, was iſt ſie denn? Man ſagt, ſie ſei klug. Als ob's darauf ankäme? Bei den Männern doch nun mal gar nicht! Was fragen die danach, ob die Frau klug iſt? Reich ſoll ſie ſein. Iſt das Gerharda etwa? ‚Wirtſchaftlich' iſt auch für manchen eine ſchätzenswerte Eigenſchaft. Na, ob die gerade beſonderen Geſchmack am Kochen und Wirtſchaften findet, das möcht' ich doch noch bezweifeln."

So redeten ſie vom Kaffeetiſche bis in den Flur des Hauſes, in deſſen erſtem Stocke Gerharda mit ihrem Bruder wohnte. Dann ſtiegen ſie die Treppe empor und wünſchten Gerharda mit zärtlichen Händedrücken Glück, Glück, Glück.

Daß ‚er' Schriftſteller ſei, war in Erfahrung gebracht worden. Ob über dieſen Begriff in den niedlich friſierten Köpfchen, hinter den zierlich gekräuſelten Stirnlocken die nötige Klarheit herrſchte? In einem beſonders ſchweren Falle, in dem es ſich darum handelte, eine kleine Verwechslung der Begriffe ‚Schriftſetzer' und ‚Schriftſteller' aufzuklären, hat Gerharda milde berichtigend eingegriffen.

Daß die Hochzeit noch vor Eintritt des Winters ſein ſolle, brachte die Zungen einen Augenblick zur

Ruhe. Es war das Schweigen der Ueberraſchung. Aber nur einen Augenblick.

„So eilig? Hört! Hört! Da muß doch etwas dahinterſtecken!“

Wie man mit den Augen zwinkerte! Und wie man den Zeigefinger auf den Mund legte!

„Man denkt ſich das beſte.“

„Hochmut kommt vor dem Falle.“

— Im Boden der Dummheit wächſt der Neid am üppigſten.

Drei Tage ſpäter wußte man ‚ſeine‘ Wohnung in Wehlen.

„Die ‚Villa Maria‘ will er kaufen. Denkt Euch bloß, kommt die in eine ſolch’ nette Villa!“

„Sie braucht auch gar nichts mitzubringen. Er kauft alles. Habt Ihr ihn übrigens geſehen? Geſtern ſind ſie Arm in Arm durch die Stadt gegangen, die Ausſtattung beſtellen. Hübſch iſt er. Wirklich hübſch. Und gar nicht alt etwa. Na, wie die den rumgekriegt hat! Aber das erzählt ſie keinem.“ —

Und ſie mußten ſich in die Tatſache fügen, alle — ſo ſchwer ſie’s anging: Hertwig Reif hat Gerharda Freund kennen und lieben gelernt und will nichts von ihr in die Ehe haben, als ſie ſelbſt mit ihrer Klugheit. —

„Ach was, ſolche Männer gibt's ja gar nicht! Der hinkende Bote kommt nach. Verlaßt Euch drauf!"

Und ſie verließen ſich drauf.

*

„. . . . aber Du kannſt doch unmöglich verlangen, daß ſich meine durch Jahre gehegte Abneigung gegen Reif in Teilnahme verwandeln könne," ſagte Maria zu Bach. „Und jetzt namentlich, nachdem dieſe Verlobung wieder einmal allem Brauche zuwiderläuft. Ha, das ſieht ihm aber ähnlich, ihr natürlich nicht minder: den Verlobungskuß küßt ſie im Beiſein zweier fremder Männer."

„Du redeſt da wieder Dinge, die Dir Dein blinder Haß eingibt, Maria."

„Denke darüber, wie Du magſt. Jedenfalls verlange nicht, daß ich mit Reif und ſeiner Braut in Verkehr trete. Einen Anſtandsbeſuch — meinetwegen; er wird mir ſchwer genug werden."

* * *

Drei Jahre liegen hinter dieſen Ereigniſſen. —

Ein Jahr davon hatte Reif mit ſeiner jungen Gattin am Geſtade des Gardaſees verbracht. In beſeligenden Wanderfahrten hatten ſie die reizvollen Landſchaften des Südens durchzogen und den Frohmut ihrer Herzen und ihr lachendes Glück wieder heimgetragen in die Stille des traulichen Landhauſes im Elbtal. Das war Reifs Eigentum geworden.

Von ihm rührte der Entwurf her, der der baulichen Veränderung zugrunde lag. Der Innenschmuck des Dichterheims atmete nun den frohen starken Geist der beiden gleichgesinnten Menschen, die die Schickung in einer Sonntagslaune zusammengeführt.

Während des Sommers ist Dietrich Freund ständiger Gast draußen im Haus an der Halde, und der dritte im trauten Bunde der Freundschaft ist Gilbert Bach.

Wenn ihm der Staub des Alltags auf die Seele gefallen, greift er wie in jungen Jahren zur Geige. Die befindet sich in Reifs Heim, wo Gilbert so oft Einkehr hält.

Dem edlen Frohsinn, der dort Räume und Herzen erfüllt, hat auch Maria auf die Dauer nicht widerstehen können.

Ganz still ist die Zeit gekommen und hat mit dem Schleier der Vergessenheit gedeckt, was einst gewesen ist. —

Da lehnte Maria eines Tages am Fenster und schaute hinaus auf den stillen Strom, der ganz in Sonne ging, als Gerharda ihr leises Schluchzen vernahm.

Unten im Garten sprangen die Kinder Bachs in fröhlichem Spiel.

„Du weinst, Maria?“

„Ich bin verärgert über mich selbst, Gerharda.“

Sie ſchlang ihre Arme um den Hals der hohen blonden Frau, auf deren ſchlichten Scheiteln das rote Gold der Abendſonne wie eine Krone lag.

„Ich hab' das längſt erkannt," fuhr ſie fort, „und — nenn' es immer häßlich —: wenn ich über die Schwelle Eures Hauſes getreten bin und wenn die Harmonie der Herzen und Dinge ringsum auf mich zu wirken beginnt, da beſchleicht mich ein Gefühl der Wehmut. Laß mich's Wehmut nennen, Gerharda — manchmal denk' ich, es ſei der Neid. Und Neid iſt häßlich. In dieſem Augenblick iſt er ſicherlich nicht da. Jetzt iſt's nur die Wehmut, die mir die Tränen in die Augen treibt, und — die Reue."

„Ich verſtehe Dich nicht, Maria," ſagte Gerharda. „Mitten in unſerm Glück, mitten in Deiner Befriedigung darüber, daß ſich alles ſo gut, ſo herrlich gewendet hat — da biſt Du traurig?"

„Ich bin's, weil ich mir ſage, daß ihr alle den Segen dieſer Tage mit ihrer innigen Freundſchaft und den Erfolgen Deines Mannes viel reiner genießt als ich. Und manchmal kommt mir der Gedanke, ob es nicht richtig geweſen wäre, wenn ich Gilbert vor drei Jahren freigegeben hätte, damit er ganz ſeinen künſtleriſchen Neigungen zu leben imſtande geweſen wäre."

Gerharda ſtreichelte mit ihrer weißen Hand die Wangen der weinenden Frau.

„Nein, Maria, denk' nicht daran. Meinst Du, daß Gilbert dies Opfer verlangt, daß er es angenommen hätte? Niemals, wenigstens nicht, wie Du Dir das jetzt denkst und nicht mehr, als Du dazu bereit gewesen wärst."

„Aber ich hätt's gekonnt, wenn's geschehen wäre, ehe meine Eltern so rasch nacheinander starben. Fast sind's zwei Jahre. Damals hätten meine Brüder zu meinen Gunsten wohl auf einen Teil ihres Erbes verzichtet und ich wäre versorgt gewesen. — So muß ich nun immer denken: ich sei Gilbert doch das letzte Hindernis, das sich ihm entscheidend auf seinem Weg entgegengestellt habe."

„Du mußt nicht mehr so reden, Maria."

Durch den schweren Türvorhang traten die Männer in's Zimmer.

Maria trocknete sich die Tränen, ohne bemüht zu sein, ihre wehmütige Trauer zu verbergen. In überwallendem Gefühle sank sie an die Brust ihres Mannes.

„Ich scheue Euer Beisein nun nicht mehr," sagte sie, als sie die Verwunderung der Eintretenden gewahrte, die sich Marias Verhalten nicht erklären konnten. „Früher verbarg ich Euch alles. Nun aber, da ich erkenne, wie Ihr mich mit meinen Schwächen ertragt, nun seh' ich den Weg, auf dem meinem verödeten Herzen die Hilfe kommen kann. Wir wollen alle darüber sprechen, kommt! Und

laßt Euch von mir nicht traurig machen. Es wird bald vorüber sein."

Von draußen ging das Abendlicht rot und warm durch die hohen Fenster und füllte den Raum mit seinem friedevollen Glanze.

Hertwig Reif lehnte mit verschlungenen Armen am Fensterstock und blickte fragend nach Gerharda. Gilbert setzte sich neben Maria auf die schwellenden Polster.

„Siehst Du," sagte Maria zu Gilbert, „wenn ich in diesem Hause bin mit seinem Frieden, mit seinem Glück, und wenn der sichere heitere Frohmut in mein Herz geht, der hier alles belebt, dann kommt mir der Gedanke immer von neuem: bei uns ist's anders. Und ich denke, weil Dir's hier besser gefallen muß als daheim, müßtest Du Sehnsucht haben und meinen: Dir selbst könnte es so geworden sein, wenn Du in die Lage gekommen wärst, den Traum Deiner Jugend in Erfüllung gehen zu sehen."

„Maria", sagte Gilbert, und sein Herz klang in dies eine Wort. „Maria", denkst Du an Stifters ‚Brigitta' und an den Segen der Seelen, den sich jene beiden tapferen Menschen erkämpft um die Zeit ihres Abendrots? Sei froh! Noch umleuchtet uns nicht das letzte Gold unserer Tage! Eine viel längere Frist ist uns geblieben, als jenen — so hoffen wir — uns solchen Segens zu erfreuen."

Hertwig Reif trat zu Maria und reichte ihr die Hand.

„Ich denke, der Weg iſt gefunden und preiſe die Stunde, die jede hemmende Schranke zwiſchen uns niederreißt.

Seid dem Schickſal nicht mehr gram! Auch Du groll ihm nicht, Gilbert, ſelbſt nicht in Stunden ververzeihlichen Mißmuts. Ich denke, ſoviel des Troſtes für ein zertrümmertes Glück, das übrigens nur in der Idee gelebt, hat das Schickſal ſelten einem gewährt!

O, es iſt nicht allzu ſchwer, ſich mit dem Leben abzufinden, und wenn's auch von tauſend verwehten Hoffnungen weiß. Es hat dafür tauſend neue. Aber blanke Augen gehören dazu und blanke Herzen, ſie zu ſehen.

Oder biſt Du enttäuſcht vom Leben, Dietrich? Biſt Du's? Und ſind Dir nicht all' Deine Jugendträume zerronnen?

Seht ihn Euch an: da ſteht er und lächelt, die Augen voll Sonne, die Seele voll Glück! Das Schickſal hat ihm manches aus der Hand genommen. Aber er verſteht das Leben immer wieder.

Und wenn Du in heimlicher Stunde mit Deinem Herzen redeſt, Dietrich, überraſchſt Du's nicht auch, — überraſchen wir uns nicht alle über einem ‚Traum in den Herbſt'?"

— Ende. —

Princeton University Library
32101 066394832